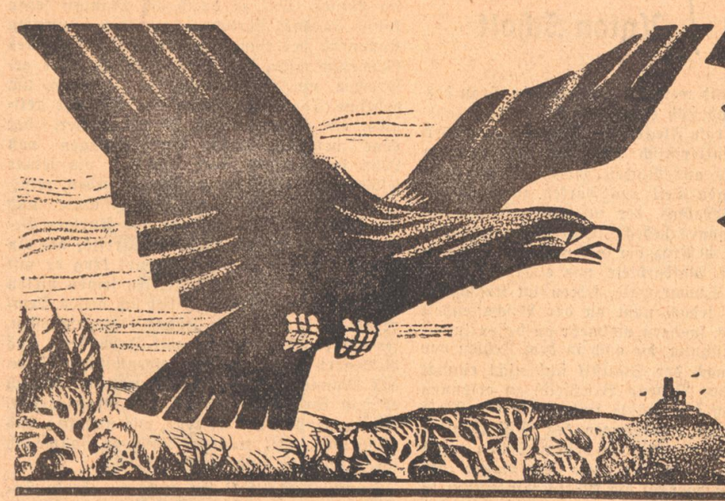
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

17 (29.4.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 17 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, den 29. April 1934

Kosmisch empfinden!

Ein kleines Stück Lebensweisheit. Man fürchte nicht das Fremdwort „kosmisch", als ob sich dahinter eine akademische Begriffsspalterei verberge.

Friedrich Nietzsche, wohl der lebensnächste und lebendigste unsrer deutschen Philosophen, der Dichterphilosoph, hat diesen Ausruf getan: „Kosmisch empfinden!" Wir wollen den ganzen Ausspruch hier wiedergeben und kurz erläutern:

„Hauptgedanke! Nicht die Natur täuscht uns, die Individuen, und fordert ihre Zwecke durch unsre Hintergehung: sondern die Individuen legen sich alles nach individuellen, das heißt falschen Maßen zurecht; wir wollen damit Recht haben und folglich muß „die Natur" als Betrügerin erscheinen. In Wahrheit gibt es keine individuellen Wahrheiten, sondern lauter individuelle Irrtümer — das Individuum selber ist ein Irrtum.

Alles, was in uns vorgeht, ist an sich etwas anderes, was wir nicht wissen: wir legen die Absicht und die Hintergehung und die Moral erst in die Natur hinein. Wir sind Knospen an einem Baume, — was wissen wir von dem, was im Interesse des Baumes aus uns werden kann! Aber wir haben ein Bewußtsein, als ob wir alles sein wollten und sollten, eine Phantasterei vom „Ich" und von allem „Nicht-Ich". Aufhören, sich als solches phantastisches Ich (ego) zu fühlen! Schrittweise lernen, das vermeintliche Individuum abzuwerfen! Die Irrtümer des ego entdecken! Den Egoismus als Irrtum einsehen! Als Gegensatz ja nicht Altruismus zu verstehen! Das wäre die Liebe zu den anderen vermeintlichen Individuen. Nein! Ueber „mich" und „dich" hinaus! Kosmisch empfinden!"

Wir wissen, Friedrich Nietzsche hat einen fanatischen Feldzug gegen alle Selbsttäuschung geführt. Schonungslos ist er dabei sowohl gegen sich wie andere vorgegangen. Sein Feldzug hat ihn in gewaltige Widersprüche und Irrtümer verstrickt, weil er zwar alles umfassend, aber doch auch zu sehr zeitbedingt war. Sein Kampf gegen das Christentum z. B. beruht auf falschen Voraussetzungen, über die ein andermal zu sprechen ist. Und doch trägt dieser Kämpfer zum großen Teil das moderne Menschentum auf seiner Schulter. Er war einer der ganz großen Revolutionäre und Wachrüttler. Ein Wahrheitsfanatiker.

Ist es nicht erstaunlich, wie weitschauend dieser Philosoph um die Mitte des letzten Jahrhunderts bereits dem Individualismus seine Existenzberechtigung abspricht? Wie tief er ihn als Irrtum erkannt hat, ebenso wie den materialistischen Sozialismus! Nicht auf das Wohlergehen und Sichausleben des „Ich" oder „Du" kommt es an, sondern auf die schöpferische Ordnung, den Kosmos, dem allein wir alle dienen.

Was heißt das?

Es heißt nicht mehr und nicht weniger, als daß es eine Nächstenliebe nur gibt, wenn der Egoismus, und zwar jeder Egoismus dabei ausgeschaltet bleibt. Liebet eure Feinde, heißt: liebt die Feinde eures Ich, denn auch ihr sollt Feinde des Ich sein! Aber allen Halunken, Trollen, Bösewichtern und pharisäisch aufgeblähten Ich-Muckern kann und darf nach der göttlichen Wertordnung eure Liebe niemals gehören.

Der Kosmos, das Ganze, fordert das Opfer jeden Ich-Ungeistes. Das Ganze fordert ganze Hingabe, wo sie fehlt, ist Kampf gegen die Mächte des Ichs in jeder Form. Es gibt einen Ichgeist, der sogar das Leben nach dem Tode hier schon belagert. Auch ihn gilt es zu bezwingen. Echte, wahrhaftige Wohltätigkeit kann es deshalb nur für die Werte des Ganzen geben, fürs Ganze, nicht für Splittergebilde, für Iche. Sonst schädigt man das Ganze, wenn auch nur mittelbar.

Was aber ist das Ganze in diesem Verstand?

Das Ganze ist die Schöpfung, die als Gesamtwerk auch Natur, Geist, Seele umfängt. Glieder des Ganzen, und in sich wiederum eine Ganzheit sind die Völker, die Stämme, die Familien und die Persönlichkeiten, die die Fessel des Ich gesprengt und also kosmisch geworden sind.

Auch die Völker, die Stämme, die Familien können wie das Einzel-Ich im Irrtum des Ichwahns befangen und also schöpfungsfremd oder gar -feindlich sein. Dann sind sie imperialistisch. Die völkische Weltanschauung des Nationalsozialismus hat diese Egoismen überwunden. Sie ist jenseits des „Ich" und „Du" voll kosmischer Begeisterung und Schaffenskraft.

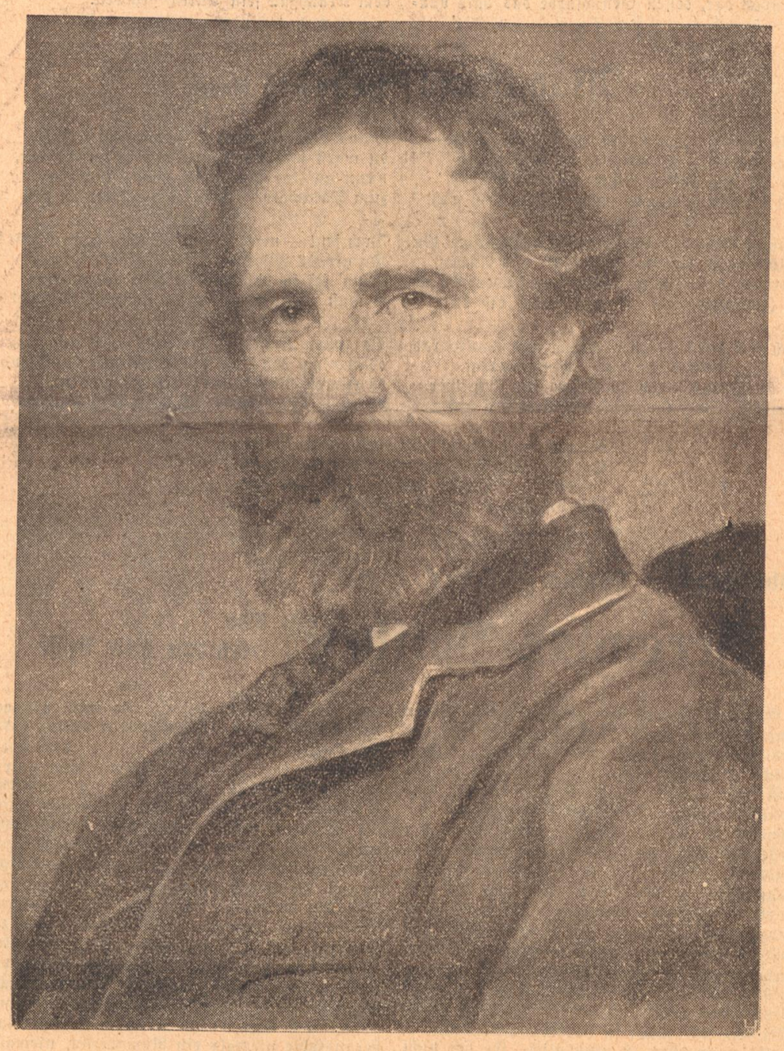
Die neue Caritas dient nicht dem Ich, darf dies nicht, sondern nach dem Plane des Weltalls fördert sie die Werte und Glieder des Ganzen, und räumt auf mit dem Chaos jeder Art Egoismen.

Dazu gehört Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Mut und Weisheit. Denn alle hohen Werte und Ideen der Menschheit werden durch Lehrmeinungen von Egoisten überwuchert und schließlich ins Gegenteil verkehrt.

Darüber müssen alle Diener des Ganzen sich stets Rechenschaft ablegen, darüber müssen sie wachsam sein und wenn es gilt, müssen sie mit vollem Einsatz den Kampf aufnehmen mit dem Drachen der Lüge und Selbsttäuschung, wo er sich auch als Larve des Ich-Ungeistes einschleichen und festsaugen möchte. Kosmisch empfinden! Kosmisch handeln!

Wir haben heute ein leuchtendes Vorbild dazu: Der Nationalsozialismus Adolf Hitlers!

Karl Neuscheler.



Franz Defregger,
der große Tiroler Heimatmaler.

Deutsche Weisheit

Seit es Menschen gibt, hat der Mensch sich zu wenig gefreut: das allein ist unsere Erbsünde. Und lernen wir uns freuen, so verlernen wir am besten, andern wehe zu tun und Böses auszudenken.
Friedrich Nietzsche

*

Die Weichlichkeit rottet mehr die Tugend aus, als die Liederlichkeit.
Immanuel Kant

*

Wisset, ein erhabener Sinn legt das Große in das Leben und er sucht es nicht darin.
Friedrich Schiller

*

Keine Rücksicht kann mächtig genug sein, einen ehrlichen Mann zu veranlassen, sich von seiner Pflicht zu entfernen.
Friedrich der Große

*

Auch das stolzeste Werk, ins Leben gestellt, ist vergänglich: Was man im Herzen gebeut, reißt keine Ewigkeit um.
Theodor Körner

Aus dem Inhalt:

Anton Schott: Das Gesicht des Kraichgaus.
Hermann Eris Busse: Jeremias Gotthelf.
Maria Kahle: Deutsche Bauern in Südslawien.
Rudolf Binding: Das Märchen vom Walfisch.
Arthur Valdenaire: Karlsruher Baudenkmäler.
Jacob Berger: Badische und pfälzische Landsleute in der Ukraine.
Willy Brandl: Händels „Messias" in Mannheim.
Filmbeilage: Die Wunderwelt des Tonfilms. — Beim Erfinder des Tonfilms.

Das Gesicht des Kraichgaus / Anton Schott

Nicht mit himmelanstrebenden, trotzigen Bergmassiven wie der Schwarzwald, nicht mit riesigen Kuppeln wie der Odenwald kann der Kraichgau aufwarten, dieses niedere Hügelland zwischen jenen mächtigen Eckpfeilern im Norden und Süden des Badnerlandes. Seine Reize liegen nicht in überwältigenden Naturgebieten begründet, sondern vielmehr in den stillen, heimlichen Idullen der Täler und der weiten Panoramaschau von den Hügelrücken aus, die als höchste Erhebungen bis 300 Meter Höhe erreichen. Wer das aufwühlende Naturerlebnis im Kraichgau suchen wollte, würde enttäuscht werden; wer den Frieden und Beschaulichkeit, die Anregung aus der unmittelbaren Umgebung in einer geologisch und botanisch höchst interessanten Landschaft empfangen will, für den ist der Kraichgau ein köstliches Paradies.

Mit dieser Betrachtung wollen wir den Leser, der den Kraichgau vielleicht nur an seiner Peripherie, etwa auf einer Bahn- oder Autofahrt entlang dem Bruhrain zwischen Wiesloch und Durlach flüchtig kennen lernte, mit dem welligen Hügelland näher bekannt machen.

Geographisch umfaßt der Kraichgau das gesamte Hügelland zwischen Odenwald und Schwarzwald, einschließlich der Landstriche des Bruhrains, des Pfinz- und Elsenzgaues. Gleich einer flachen Mulde fällt es von Norden und Süden her nach der Mitte zu ab. Wir finden den Landschaftscharakter des Kraichgaues schon treffend in den Städtebildern Merians (Topographia Palatinatus) illustriert, wenn dieser feine Beobachter im Hintergrund der Kraichgaustädtchen wellige Querlinien als Hügelketten andeutet. In der Tat handelt es sich hier nicht um einen Phantasierahmen zu den Silhouetten der Siedlungen, als vielmehr um eine getreue Wiedergabe des terrassenförmigen Aufbaues der Hügelreihen, die wie Theaterkulissen stufenförmig verblassen und an trüben Tagen in der Ferne in den Himmel überzufließen scheinen. Die Eigenart des Kraichgaues offenbart sich dem Beschauer am eindruckvollsten vom Steinsberg aus, den man mit Recht den „Kompaß des Kraichgaues" nennt. Von dem hohen Bergfried aus, der die harmonische Krönung des weit über das übrige Hügelland herausragenden Basaltkegels darstellt, schweift der Blick über Hunderte kleiner und größerer Kuppeln und Hügelrücken, die bald durch ebenmäßige Mulden, bald durch breite Täler mit silbrigen Wasserfäden voneinander getrennt werden. Wenig schroff sind die Uebergänge von den Rücken zur Talsohle; die Kriechbewegung des verlehmten Löß und die Auswaschungen haben die Hänge meist sanft abgedacht. Doch sind Terrassen, von Verwerfungen und Faltungen herrührend, nicht selten. Das gleiche Bild bieten die breiten Täler, wo hin und wieder die reine Löß in steilen Wänden ansteht. Auf diese tektonischen Aenderungen der Oberfläche sind auch die für die Kraichgaulandschaft bezeichnenden Raine zurückzuführen. Diese von zwei bis acht und noch mehr Metern hohen Böschungen, die bald mit zottigem Gras oder mit Weißdorn, Schlehen, Heckenrosen und Mehlbeeren überwuchert sind, tragen im Frühling und Sommer als besonderen Schmuck die Blüten der Küchenschelle, des Leinkrautes, der Kartheusernelke und die majestätische Königskerze. Kein Wunder daher, wenn Volksbräuche und Volkslieder gerade im Kraichgau sich dieser wilden Kinder Floras besonders annehmen. Wer an einem Sonntagnachmittag seinen Spaziergang entlang diesen Feldrainen mit offenen Augen macht, stößt auf eine Fülle botanischer Sonderlinge. Im Nordwesten des Hügellandes, wo die kalten Nordostwinde von den Hängen abgehalten werden, säumen Obstbäume oder zierliche Birken die Raine.

Die Vielzahl der Hügel regt jeden Besucher des Kraichgaues zum Nachdenken über ihr Entstehen an. Wie bereits angedeutet, hat die Tertiärzeit durch Faltungen und Verwerfungen diesem Land sein Gepräge verliehen. Wir brauchen auf unserem Bummel nur einmal einen zu Bauzwecken angeschnittenen Hügel zu streifen, wo dieses gewaltige Werk der inneren Erdkräfte sich offen darbietet. Der Löß, der zu einer wärmeren Periode in der Rheinebene entstand und von gewaltigen Stürmen hauptsächlich in die Windschatten der Hügel geweht wurde, hat ebenfalls starken Anteil an der Formung des Landschaftsbildes. Eine weitere Merkwürdigkeit des Kraichgaues ist neben den Rainen die Vielzahl der Hohlwege. Man möchte geneigt sein, sie als Regenschluchten auf Auswaschungen zurückzuführen. Dem ist aber nicht so; sie wurden von Menschenhände geschaffen entweder als Zugang zu Feldern und Wäldern oder als Verkehrswege zwischen benachbarten Ortschaften. Der Kraichgau ist dank seiner geringen Höhe und leichten Landbarmachung uraltes Siedlungsgebiet. Jahrtausende alte Kulturarbeit und der fruchtbare Boden haben den Kraichgau in einem Maße in eine Kulturlandschaft verwandelt, wie sie sonst selten ist. In diesem Zusammenhang darf auf die ausgezeichnete siedlungs- und kulturgeographische Schrift „Der Kraichgau" von Prof. Dr. Friedrich Metz hingewiesen werden, die jeder Heimatfreund des Kraichgaues gelesen haben muß.

Sodann ist mit einem anderen weitverbreiteten Irrtum aufzuräumen, der behauptet, daß die überall im Kraichgau vorherrschenden breiten Täler gewaltigen, reißenden Strömen vergangener Jahrtausende der Erdgeschichte zu verdanken seien, von denen heute nur noch verhältnismäßig dünne Wasserfäden mit zahllosen willkürlichen Windungen übrig geblieben sind. Der Kraichgau war und ist ein Land der Bäche, das keine größere Wasserläufe — und aus diesem Grunde wohl auch keine größere Städte — kennt. Das Gefälle der Bäche ist in den durch Löß und angeschwemmten Keuper ausgeglichenen Tälern nur gering, träge schleichen sie den größeren Brüdern, der Pfinz, der Elsenz, dem Neckar oder gar dem großen Rheinstrom direkt zu, in allen Dörfern eine oder mehrere alte Mühlen treibend.

Nicht selten wird man auf einem der schönen Aussichtspunkte des Kraichgaues, wie z. B. dem Letzenberg, dem beliebten Steinberg, dem Michelsberg oder dem Turmberg von Ausflüglern die erstaunte Bemerkung hören, das Hügelland sei im Verhältnis zu seiner Bodenausnützung nur spärlich besiedelt, denn nichts als welliges Land dehnt sich vor den Augen des Beschauers aus. Nimmt man aber die Siedlungskarte zur Hand, so beweist uns diese das gerade Gegenteil: Der Kraichgau ist, mit der ihm vorgelagerten Rheinebene verglichen, sogar viel dichter mit Siedlungen übersät, als diese selbst. Abgesehen von einigen Ausnahmen wie etwa Wiesloch und Weiler liegen alle Dörfer sorgsam in die zahlreichen Täler eingebettet, vor rauhen Winden geschützt und umgeben von einem dichten Gürtel von Hausgärten und Obstbäumen. Aus der Vogelschau bietet sich uns daher der Kraichgau als ein buntgewirkter Teppich dar, dessen Grundfarbe das bald dunkelviolett bald weißgelb schimmernde Grau des Keupers und Löß bildet und in welchem zahlreiche weißrote Flecken der Dörfer eingewoben sind. Charakteristisch sind die dunkelgrünen Flächen des aus Buchen, Eichen, Birken und zum geringen Teil aus Forlen zusammengewürfelten Waldes, der ungefähr ein Viertel des Kraichgaues bedeckt, während der Landesdurchschnitt 40 Proz. der Gesamtfläche ausmacht. Geschlossene Waldgebiete, wie etwa im Odenwald und Schwarzwald, fehlen im Kraichgau. Dies liegt jedoch nicht an der Beschaffenheit des Bodens, sondern vielmehr an dessen intensiver Ausnützung, die auch in dem Fehlen von Oedland (nach der Statistik sind nicht einmal 0.8 Proz. des Bodens Brachfeld) zu erkennen ist. Ziemlich regelmäßig finden wir den Wald an den steilen Nordhängen des Muschelkalkes oder gelegentlich auch an beiden Seiten enger Täler. Einst war die Eiche der Baum des Kraichgaues, worauf die Wortverbindungen in zahllosen Flurnamen hindeuten. Doch hat seit dem Mittelalter, die Buche, die ein ergiebigeres Brennholz liefert, die ältere Schwester verdrängt. Ist heute noch der Herbst dieser Laubwälder ein großartiges Naturschauspiel, um wieviel herrlicher muß das Herbstkleid zu einer Zeit gewesen sein, da der Kraichgau noch einer lichten Parklandschaft glich! Wenn wir das Land der tausend Hügel vom Letzenberg oder Steinsberg aus überschauen, dann können wir feststellen, daß auf allen sonnigen oder von den Dörfern leicht erreichbaren Stellen der Wald dem Feld hat weichen müssen. Bunt wie die Bodengestaltung ist das Landschaftsbild; Naturkräfte dort, Menschenhände hier, haben dem Kraichgau sein Antlitz gegeben.

Mannheim / Von Friedrich Singer

Als Wandersmann kam ich in diese Stadt,
die soviel Krane und Kamine hat;
ich sah des Hafens stillen grauen See,
bei all dem Staunen tat das Herz mir weh.

Braun zieht der Qualm am trüben Himmel hin,
scharf riecht die Luft nach Ruß und Anilin,
hart auf das Pflaster schlägt der schwere Schuh:
O Industrie, wie kalt und fremd bist du!

Ich geh' durch Straßen, streng und schnurgerad,
ich irre suchend um mein Wohnquadrat,
so gleich und gleich, so düster, feindlich, leer,
nur Menschen, Menschen wimmeln hin und her.

Mannheim, so hab' ich lange dich gehaßt,
du warst mir Kummer, Heimweh, böse Last;
wenn auf der Brücke ich nach Osten sah
zum Odenwald — dem Weinen war ich nah ...

Doch jetzt — was für ein Wunder kam zu mir?
Du großes Mannheim, täglich voll Begier
dring' ich in dich und in dein Wesen ein:
's muß was Besondres um dein Rätsel sein!

Es rollen Züge — Tausende — heran,
es schwingt den Hammer trotzig mancher Mann,
es surren Räder, saust der Flugmotor,
es ringt sich strebend all dein Volk empor.

Mannheim, du Stadt der Arbeit, Stadt der Kraft,
Ort der Fabriken, wo man schwielig schafft,
du Hort der Schiffe, Schlote, stolz und steil:
Du bist des neuen Deutschlands bester Teil!

Oberrheinische Köpfe:

Jeremias Gotthelf / Von Hermann Eris Busse

Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer und Jeremias Gotthelf bilden das zeitlos leuchtende Dreigestirn am schweizerischen Dichterhimmel. Ganz von selbst gab es sich, daß im Laufe der Zeit Gotthelf aus der noch heute bekannten Bahn der Unsterblichen verschwand zu der er im Leben und Wesen nie bestimmt gewesen; denn er kommt aus ganz anderer Substanz her wie sie, er schafft aus ganz anderem Stoff sein Werk wie sie und wirkt vollkommen anders wie sie. Und man vergaß ihn fast ganz. Sein Name blieb den andern beiden aus literarhistorischer Gewöhnung angehängt, sein Werk wurde wenig mehr gelesen. Nein, Gotthelf, dieser Pfarrer Bitzius von Lützelflüh, war niemals ein Klassiker, ihn überhaupt in überkommene Kunstbegriffe einzupassen ist unmöglich. Er hat nicht seinesgleichen, er hat weder Stil noch Form dichterischer Bildung beeinflußt; denn er besitzt beides nicht. Er ist im eigentlichen Sinne gar kein Künstler, der aus dem Adel der Seele und dem Geist eines kultivierten Könnens seine Gebilde fügt und formt nach den Gesetzen der Schönheit und Güte und womöglich im Glück einer neuen Erfindung, was Sprachstil und Gestaltungsform anbelangt; Gotthelf ist weder adelig noch vornehm, er ist weder schön noch gut in seinem Schaffen, er ist nichts als eine große, schöpferische Kraft, eine Naturgewalt, die alles in einem enthält, das Große wie das Kleine, das Brausende wie das Stille, Gutes und Böses, Schönes und Häßliches, Licht und Dunkel. Als Mensch und als Dichter bricht er so aus all den sorgfältigen Gehegen und Gefachen, die sich Forschung und Wissenschaft anlegten, um der schöpferischen Ordnung, dem Gottesgeheimnis auf die Spur zu kommen.

Gotthelf hat endlich seinen rechten Biographen gefunden in dem schweizer Literarhistoriker Walter Muschg. Endlich wird dieses merkwürdige, ungeheuer gespannte und glühende Phänomen Bitzius-Gotthelf ganz aus dem milden Schein befreit, in den er von unwissenden und flachfühlenden Schreibern und Lesern gestellt worden, weil er dichtender Pfarrherr war. Dichtende Pfarrherren hatten dem Zeitgeschmack entsprechend an Rosenstämmchen und Gartenlauben, an schönen, sanften Töchtern und an Predigten Freude und am verdichten ihrer idyllischen, zahm leidenschaftlichen Erlebnisse. In der Dorfseelsorge durften sie ruhig etwas derb schildern und bei Sittenpredigten das Kind beim Namen nennen, doch ohne den romantischen Hauch zu zerstören, der ihre Erzeugnisse so anmutig lesenswert machte. Gotthelf hat man ohne weiteres in ihre Reihe geschoben, ohne zu beachten, wie der Riese an innerer Wucht, an apokalyptischer Schwere sie sprengte und aus ihr heraustobte niemals ein Romantiker, niemals ein Idylliker war, nur ein Mensch, mit Glut und Wildheit, mit inbrünstigem Willen und wehem Zorn gefüllt, von Christensehnsucht und Heidentum umgetrieben, der Hölle bekannt und dem Himmel nah, wandelbar und verharrend, lärmig bald, bald still, unbotmäßig und klug verschlossen, zwiespältig, zwiegesichtig und doppelseelig.

Einsam.

Ein schweizer Berg, über dem das Firnlicht strahlt in ungeheurer Reine, an dessen Hängen der Gletscher grausam schürft, von dessen Wächten Lawinen vernichtend tosen, um dessen Almen Stürme toben, auf dessen Matten liebliche Glockenreigen singen, tieffarbene Blüten erwachen, in dessen Schrunden Wasserfälle niederbrechen, von dessen Kanzeln sich Staubbäche in silbernen Schleiern werfen, zu dessen Fuß die Menschen siedeln, Bauernvolk noch in urhaftem Fühlen und Tun, nahe bei der Erde lebend und nahe beim Tier, und in dessen Innern unter hohem Druck der Kristall wächst: so war Gotthelf.

Er haßte tief und liebte scheu und heiß, er wurde in dem Dorfe gefürchtet und gehaßt, aber hochgeachtet. Vielen war er unheimlich, mit magischen Mächten, ahnten sie, stünde er im Bunde, weil er durch die Mauern sehen könne in die Verborgenheit der dumpfen Kammern, der Bauerngelasse, weil er um alles Geschehen wisse, um Worte, ehe sie laut gesprochen, um Handlungen, ehe sie getan, um geheime Taten und Gedanken. Er war religiös, ein Priester voll Propheteneifer, der ohne verheißungsvolle Versprechungen von Lohn im Jenseits, das Diesseits um seiner selbst willen bekehren, erziehen, erheben, reinigen wollte, nicht allzu sehr mit Güte und Weichheit, eher mit Strenge und feuriger Gewaltsamkeit. Er war eher ein Streiter als ein Kämpfer nach außen hin, Kampf trug er mit sich selbst im Geheimen aus. In seinen vielen Dichtungen und Schriften hat sich dieses Temperament bewahrt, ist lebendig eingeschlossen. In seinem Briefwechsel mit Freunden und Verlegern formt sich das eigenwillige Wesen des Mannes noch klarer heraus, wie schwach er sein kann und kleinlich, der Großgeartete, wie launenhaft und reizbar, wie ungattig und wechselvoll, aber trotzdem bleibt er Vollmensch im Sinnlichen und im Geistigen.

Jeremias Gotthelf hat auch ein ebenso sinnenfreudiges wie sinnreiches Leben zu führen verstanden, seine angeborene Schwermut, seine pflichtgetreue, schwerfällige, den Vorschriften gemäße einheitliche Amtsführung wie predigen, unterweisen, taufen und beerdigen, schlug oft, zumal in der Jugendzeit, um in höchsten Lebensübermut. Er ritt leidenschaftlich gern und jagte tagelang als einsamer Jäger im wildreichen Wald, er war ein eifriger Kiltgänger als Vikar, den Mädchen ungemein hold. Er verkleidete sich als Viehhändler oder als Knecht und zechte mit den Burschen im Nachbardorf und spielte Jaß bis zum Morgengrauen. Er packte das Leben tätig und handelnd an, das Leben der Bauern, der erdnahen Menschen, in denen das Gute und Böse noch ganz elementar und einfach sich gibt. Er schrieb dies Leben nieder, besessen und verzweifelt; denn er spürte wohl, wie weit der Weg war vom Erlebnis zur sprachlichen Darstellung, so weit, daß Blut und Glut verblaßte und verkühlte.

Den Priester, den Schulmann, den Waisenhausgründer, den politischen Eiferer, den Schriftsteller, den Dichter Gotthelf gestaltet Walter Muschg mit merkwürdig gotthelfischer Eindringlichkeit in seinem Werk über „Die Geheimnisse des Erzählers Gotthelf" (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München). Er hebt mit innerer Erregtheit und glühendem Wahrheitsmut den lange verkannten und falsch gesehenen Landsmann aus der Versunkenheit herauf in unser Zeitalter hinein, gerade jetzt, wo die Sehnsucht nach wesenhaftem, urhaftem und heldenhaftem Leben täglich wächst. Wenn Muschg sagt, Gotthelf ist der Dichter des Jahrtausends, so wie Keller der Dichter des Jahrhunderts war, so stutzt man zunächst, aber er führt den Beweis kühn und scharf im Gedanken glänzend durch. Er stellt Gotthelf neben Thomas Murner, Grimmelshausen und Luther; aber Gotthelf wirkt gefährlicher, urtümlicher als sie in seinen Größen wie in seinen Schwächen, die so erschütternd sind, daß auch sie wie Kraft erscheinen. Muschg muß seine Leidenschaft, seine Erschütterung und Hingabe an seine Entdeckung Gotthelfs oft bändigen, er ist oft in Gefahr, zu sehr Partei zu sein denn wissenschaftlicher, kühler Beobachter und Forscher. Muschg selber ist ein Künstler, ein Sprachformer, ein genialer Gestalter des Stoffes. Ach, selbst wenn man den Verdacht schöpfen müßte, daß dieser Gotthelf, den Muschg uns zeigt, sein Wunschbild ist, ja, daß er diesen Gotthelf so gestaltete, wie er ihn auf eigene Weise aus seinem Schrifttum und der mündlichen, nun schon ganz legendären und oft verzerrten Ueberlieferung in sich leben fühlte, selbst dann noch zu solcher Bildnisfrische und darstellrischen Wucht anregend, müßte Gotthelf-Bitzius groß gewesen sein.

Doch war er es in Wirklichkeit, daran ist kein Zweifel, dieser Magier von Lützelflüh, dieser Grimmbart und Gerechtigkeitsfanatiker, dieser Blumenfreund und strenge, doch sorgfältige Hausvater, dieser bald komisch berauschte, bald irdisch befangene Seelenmensch, dieser homerische Dichter, dem das Erzählen unerschöpflich floß in einer Sprache, die von Mundart durchsetzt war, wider seinen Willen oft, wenn ihm im Hochdeutschen zuweilen die treffenden Ausdrücke fehlten.

Dennoch erkannte man sein unbändiges Genie zuerst in Deutschland. Muschg hat die eigentümliche, einsame und abenteuerliche, ja gefährliche Bahn des dritten Sternes am schweizerischen Dichterhimmel neu aufleuchten lassen. Gotthelf und sein Werk erscheinen nun auf einmal gegenwärtig bedeutsam. Er war immer bedeutsamer als man gemeiniglich annahm. Nur — wir brauchen immer wieder eine kraftvolle und starkfühlende Hand, die uns in die Quellräume der ewigen Erneuerung führt, zu den unaufzehrbaren Vorratskammern der Urmutter Erde. Jeremias Gotthelf, der Schöpfer des „Bauernspiegels", des „Uli" und vieler anderer Erzählungen und Niederschriften hat diese Quellräume noch in seinem Blut rauschen hören. Und tief erschauernd empfindet dies Walter Muschg und berichtet davon in seinem wunderbarsten Kapitel „Mutter Erde". Muschg hat Gotthelfs wahres Antlitz enthüllt.

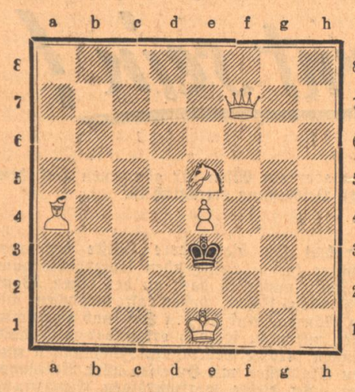
Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Problem Nr. 19 Prof. Pg. Köbele-Freiburg.

Urdruck

Weiß: Ke1, Df7, La4, Sc5, Be4.
Schwarz: Ke3.



Matt in 3 Zügen

Bogoljubow enttäuscht

in der 8. Partie des Weltmeisterschaftskampfes; gespielt am 22. und 23. April.

Indisch

Weiß: Dr. Aljechin **Schwarz:** Bogoljubow

1. d2—d4 Sg8—f6 2. c2—c4 e7—e6
3. Sb1—c3 Lf8—b4

Eine kleine Ueberraschung; Bogoljubow weicht dem Damengambit aus, psychologische Taktik!

4. a2—a3

Die Sämischvariante, deren Wert umstritten ist, für gediegener gilt Db3 oder Dc2

4. . . . Lb4:c3 5. b2:c3 c7—c5

Eine der vielen möglichen Fortsetzungen, außerdem kommen in Frage: 1. d5 nachträgliche Einlenkung in das Damengambit, womit allerdings das Problem der Entwicklung des schwarzen Damenläufers noch nicht gelöst ist. 2. d6 behält sich noch alles vor, wie 3. 0—0 und endlich die sofortige Aktivierung des Damenläufers mit 4. b6. Der energische Textzug leitet ein direktes Druckspiel auf das weiße Zentrum ein.

6. Sg1—f3 0—0 7. Lc1—g5 d7—d6
8. Dd1—c2 Tf 8—e8! 9. e2—e4 h7—h6!
10. Lg5—e3!

(Nicht Lf4 c:d! 11. b:c e5! 12. d:e erzwungen! d:e und Weiß darf auf e5 nicht nehmen, da Da5+ eine Figur gewinnen würde.)

10. . . . Dd8—a5 11. Le3—d2 e6—e5
12. Lf1—d3 Sb8—c6!

Der Druck gegen d4 wird verstärkt.

13. 0—0 Da5—c7! 14. d4—d5 Sc6—e7
15. Sf3—h4?

Sehr gewagt! In Frage kam folgender weißer Aufbau: Kh1 nebst Sg1, f3, Tf2, Ta1—f1.

15. . . . g7—g5!

Erzwungen, aber gut!

16. Sh4—f5

Schließt ein Bauernopfer in sich, aber offenbar hatte der Rückzug Sf3 die Zwecklosigkeit des Springerausfluges zugegeben.

16. . . . Se7:f5 17. e4:d5 e5—e4
18. Ld3—e2 Lc8:f5

Mit einem Schlag hat Schwarz sein Sorgenkind, den Damenläufer entwickelt. Es folgen jetzt aufregende Verwicklungen, die von Bogoljubow prächtig gemeistert werden bis zur erreichten Gewinnstellung.

19. h2—h4 Sf6—h7 20. g2—g4 e4—e3!
(Klarer als Ld7 21. f4!)
21. Dc2:f5 Te8—e5!!

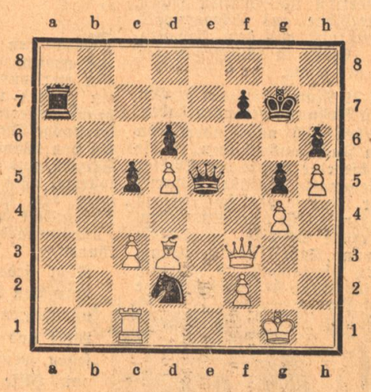
Ein feiner Zwischenzug, der dem Schwarzen die e-Linie und damit die Beherrschung des Brettes sichert.

22. Df5—d3 e3:d2 23. Dd3:d2 Ta8—e8
24. Le2—d3 Dc7—e7 25. Ld3—f5 Te5—e2
26. Dd2—d3 Sh7—f8! Nicht Sf6 wegen Le6!
27. h4—h5 De7—e5 28. Ta1—b1 b7—b6
29. Dd3—f3 De5—f6?

Sehr stark war hier Ta2

30. a3—a4 Kf8—g7 31. Df3—d3 Te8—e7
32. Tb1—a1 Df6—e5 33. a4—a5 Sf8—d7
34. Dd3—f3 De5—f6 35. a5:b6 Sd7:b6
36. Ta1:a7 Sb6:c4 37. Ta7:Te7 Te2:e7
38. Tf1—d1 Te7—a7 39. Td1—c1 Df6—e5
40. Lf3—d3 Sc4—d2!

Der letzte am Brett geschehene Zug



Abbruchstellung nach dem 40. Zug von Schwarz

Weiß: Kg1, Df3, Tc1, Ld3, Bc3, d5, f2, g4, h5
Schwarz: Kg7, De5, Ta7, Sd2, Bc5, d6, f7, g5, h6

Bis zur erreichten **Gewinnstellung** hat Bogoljubow ausgezeichnet gespielt, eines Weltmeisterschaftskandidaten würdig, aber jetzt, wo der Rest nur noch Sache der Technik ist, versagt er in unerklärlicher Weise. Gewiß es waren äußere Umstände da, die sein Nachlassen bis zu einem gewissen Grad erklären und zum Teil auch entschuldigen können, aber nicht ganz. Die letzten Züge geben wir gekürzt.

41. Df5 (Noch das Beste. **Dd1 verliert sofort,** z. B.: Dd1 Df4 42. Tc2? Ta1! 43. Da1:Dg4+ und Matt in 2 Zügen)
41. . . . Df5: 42. Lf5:Sf3+
43. Kg2 Sh4+ 44. Kg3 Sf5:
45. g:f Kf6 46. Te1

(Die letzte Möglichkeit, vielleicht hat Bogoljubow das nach Te7Te7: entstehende Bauernendspiel nicht ausgerechnet und tatsächlich so ist es.)

46. Te1 Ta4?

(Besser Te7!, denn Weiß darf nicht tauschen, z. B.: 47. Te7:Ke7: 48. Kf3 Kf6 49. Ke4 g4! 50. Kf4 c4!! 51. Kg4:Ke5 52. f6 Ke4 53. f3 Kd3! erobert den c-Bauern und führt den eigenen c-Bauern zur Dame)

47. Te8 Tc4

(Stark war hier Th4!)

48. Th8 Tc3:+ 49. Kg2 Kf5:
50. Th6:f1 51. Th7 Ke5

(Präziser Td3)

52. h6 Ta3 53. Te7+! Kd5:
54. h7 Ta 8 55. Kg3! f5
56. f4! g:f?

(Die letzte Gewinnmöglichkeit war hier g5—g4, wir empfehlen unsern Lesern diese Stellung zu eingehendem Studium).

57. Kf4:c4
58. Kf5: und die Partie wurde im 64. Zug remis gegeben.

*

Die Lösungen können erst in Folge 18 erscheinen, da unser Schachmitarbeiter z. Zt. als Berichterstatter bei dem Weltmeisterschaftskampf ist.

Dammbauten am Mississippi

Zu den größten staatlichen Unternehmen in Amerika gehören die Flutdämme des Mississippi. Mehr als 1500 Meilen dieser Erdwälle ziehen sich in verschiedener Höhe am Strome entlang, bis hinunter an den Golf von Mexiko. Auf dem westlichen Ufer bilden die Dämme einen ununterbrochenen Wall, der nur hin und wieder für einen Nebenfluß Raum läßt.

William T. Newton, der über ein Vierteljahrhundert im Dienste des Strombauamtes steht, gab dem Schriftsteller Georg W. Gray eine packende Schilderung aus seiner Tätigkeit im Kampfe mit dem gewaltigen Strom:

Bei Cowpen Neck wendet sich der Strom in einer Krümmung von fünfzehn Meilen. Nur eine Meile Land ist zwischen den beiden Armen, und um den Fluß zu hindern, sich einen geraden Weg zu bahnen und die Städte Natchez und Vidalia zu bedrohen, baute die Regierung einen Deich von siebzehn Fuß, der sich drei Meilen vom Ufer in den Fluß vorschiebt.

Dieser Deich war nun eines Tages in ernstlicher Gefahr. Als wir an Ort und Stelle anlangten, war bereits das ganze Tiefland zwischen den beiden Armen überflutet. Das Hochwasser hatte eine Dampfschaufel überrascht, von der nur noch das Dach zu sehen war. In Vicksburg hatte der Fluß den Hochwasserstand längst überschritten. Beim nächsten Steigen war es so gut wie gewiß, daß die Flut über den Damm des Deiches hinweggehen würde.

Wir beschlossen daher, auf der Höhe des Deiches einen Verschlag zu bauen, acht Fuß breit und vier Fuß hoch, und ihn mit Erde zu füllen, um so den Deich um vier Fuß zu erhöhen.

Wir trieben also Pfosten in den Damm und verkleideten sie mit Brettern. Das Ganze wurde mit Telephondraht zusammengebunden. Vier Meilen stromauf lag eine Farm einen Fuß höher als die Flut und konnte uns daher trockene Erde liefern. Wir kauften die Farm, luden die Erde mit Dampfschaufeln auf Kähne und schleppten sie an die bedrohte Stelle, um den Deich zu erhöhen.

Noch immer stieg die Flut. Wir hatten über 2500 Sack Erde hinzugefügt, dazu zwei Kahnladungen Felsen und über 90 000 Kubikmeter lose Erde. Frostwetter hatte die Nöte des Hochwassers noch verschlimmert, und als der März kam, wünschten wir sehnlichst eine Ruhepause.

Allein der Mississippi war noch nicht zur Ruhe gekommen. Der Hauptdamm bei Buckridge im Staate Louisiana, achtzig Meilen stromauf, gab unvermutet unter dem gewaltigen Drucke nach. Eine Lücke tat sich auf, und die Fluten brausten mit dem Getöse des Niagara hindurch. Sie setzten drei Grafschaften unter Wasser und trieben die Leute aus dem Tiefland auf die Hügel. Tausende von Obdachlosen hatte der Staat zu kleiden und zu ernähren.

Es war eine kalte, stürmische, finstere Nacht, als wir in die Nähe des Dammbruches kamen. Schon unterwegs hatten wir Flüchtlinge gerettet, die auf den Dächern schwimmender Holzhäuser saßen oder sich an treibende Bäume anklammerten. Wieder vernahmen wir Hilferufe. Wir ließen den Scheinwerfer spielen und entdeckten auf dem Baum eine Negerin, die wild gestikulierte; sie schrie aus Furcht, wir könnten sie nicht bemerken. Die Flut hatte ihr alles vom Leibe gerissen. Wir nahmen die Negerin an Bord und kleideten sie vorübergehend in Säcke ein. Vier Jahre lang blieb diese Frau in der Küche. Sie war eine der besten Köchinnen, die wir jemals gekannt haben, und nie hatte der Staat ein dankbareres Geschöpf auf der Lohnliste.

Einige Meilen unterhalb des Bruches luden wir unsere Maschinen auf dem Damm ab, und nun begann der aufregendste Kampf mit dem Hochwasser, den die Geschichte des Tales kennt.

Die Aufgabe war, die Lücke von dreitausend Fuß zu schließen, bevor der Strom von neuem anschwoll, was mit Bestimmtheit vorauszusehen war. Es war keine Hoffnung, das Werk mit Menschenkraft zu vollbringen. Wollten wir rechtzeitig fertig sein, so mußten wir Dampfschaufeln benutzen, die viele Kubikmeter Erde gleichzeitig bewegen konnten. In drei Schichten zu je acht Stunden arbeiteten 1200 Mann, um die Maschinerie zu transportieren, da wir sie sechs Meilen vor dem Dammbruch ausschiffen mußten. In ununterbrochener Tag- und Nachtarbeit erreichten wir das Ziel in acht Tagen.

Sechs Meilen in acht Tagen mag als Geschwindigkeit einer Schnecke erscheinen. Wenn man jedoch bedenkt, daß jede Maschine zweihundert Tonnen wog, daß sie ihr eigenes Geleise über sumpfiges, aufgeweichtes Gelände legte, sich dann voranarbeiten und das Geleise hinter sich aufnehmen mußte — eine solche Leistung kann nur der Fachmann würdigen. Oft war die zurücktretende Flut nur fünfzig bis hundert Meter vor uns, und wir steckten in ein bis zwei Fuß tiefem Schlamm.

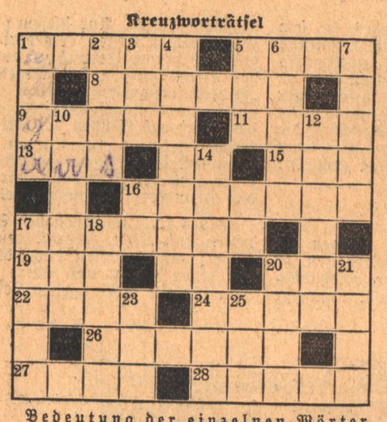
Fünfzig Mann arbeiteten vor den Maschinen, um die Kadaver der ertrunkenen Tiere zu entfernen. Zuweilen hingen diese Tierleichen in den Bäumen, wohin die Ueberschwemmung sie getrieben. Das Trinkwasser mußte fünf Meilen weit herangeschleppt werden, ebenso zwei warme Mahlzeiten und 35 Tonnen Kohle täglich. Das Kesselwasser wurde zwei Meilen weit gepumpt.

Als wir die Bruchstelle erreichten, lief auch schon die Meldung ein, daß erneut Hochwasser im Anzuge wäre. Wir stellten die vier Maschinen vor die Lücke auf und gingen ans Werk. Nach vier Tagen blieben immer noch 1800 Fuß zu schließen. Und Meldungen vom oberen Fluß besagten, das Hochwasser würde uns in drei Tagen erreichen!

Doch es glückte — vier Stunden, nachdem wir die letzte Schaufel Erde bewegt, begann die Flut zu steigen.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel

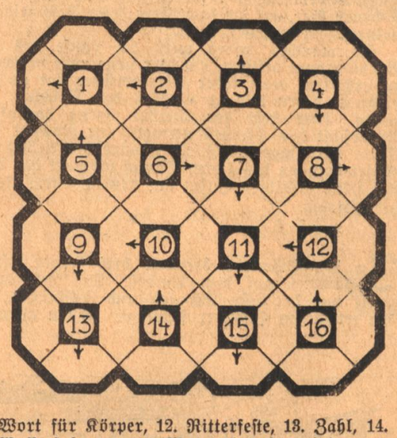


Bedeutung der einzelnen Wörter.

a) von links nach rechts: 1 Halbedelstein, 5 Nähfaden, 8 männlicher Vorname, 9 größere Anzahl, 11 Heftnagel, 13 Kadaver, 15 Stadt in Südtirol, 16 juristischer Beamter, 17 Steinobst, 19 Stadt im Erzgebirge, 20 vornehmes Ansehen, 22 männlicher Vorname, 24 asiatische Halbinsel, 26 Herrschertitel, 27 Laubbaum, 28 Nebenfluß der Ruhr;

b) von oben nach unten: 1 weiblicher Vorname, 2 Gebäude, 3 Bergtrift, 4 Bodenbelag, 5 Wacholderschnaps, 6 Bewohner eines Erdteils, 7 juristischer Beamter, 10 chemisches Element, 12 Klagelied, 14 Raubtier, 17 Nahrungsmittel, 18 alte französische Krönungsstadt, 20 Nutz- und Zierpflanze, 21 Sperlingsvogel, 23 norwegischer Schriftsteller, 25 Gedichtart.

Wabenrätsel



Die Worte beginnen bei den Pfeilen und sind im Sinne des Uhrzeigers zu lesen. Sie bedeuten: 1. Vereinigung, 2. anderes Wort für Richtschnur, 3. Nebenfluß der Mosel, 4. Teil des Schiffes, 5. Brettspiel, 6. asiatisches Reich, 7. Nebenfluß der Donau, 8. hohes Bauwerk, 9. Kleidungsstück, 10. Verbrecher, 11. anderes Wort für Körper, 12. Ritterfeste, 13. Zahl, 14. Wasserfahrzeug, 15. Maßeinheit der elektromotorischen Kraft, 16. größte Hitze.

Auflösung unserer Rätsel

Kreuzworträtsel

a) 1 Werneuchen, 7 Katrin, 9 Band, 11 Tat, 13 Lid, 14 Enak, 15 Loge, 16 Nana, 17 Elen, 18 Bad, 21 Alb, 22 Esel, 24 Pharao, 25 Geiersberg; —

b) 1 Wittenberg, 2 Nab, 3 Etat, 4 Urne, 5 Cid, 6 Neidenburg, 8 Kanaan, 10 Eigelb, 12 Tand, 13 Lola, 19 Aar, 20 Vers, 22 Ehe, 23 Lab.

Einsatzrätsel

T A K E L
B E A T E
L A K E N
T R A U M
M E D E R
B A U E R

Magischer Diamant:

A
A R M
A R T O R
A R T E R I E
M O R A L
R I L
E

Lustiges Allerlei

Die Ungläubige

„Herr Lehrer! Meine Mutter glaubt nicht an die Schöpfungsgeschichte."

„Hat sie dir das denn gesagt, Karlchen?"

„Mir nicht, aber zu Vater sagte sie's als er gestern abend nach dem Essen wegging und sagte, er wolle noch ein wenig frische Luft schöpfen."

*

Eine gute Kraft

Gast (zum Wirte): „Und wenn Ihr Ober so ein Schuldenmacher ist, warum werfen Sie ihn nicht zur Tür hinaus?"

Wirt: „Fällt mir nicht ein! Da kommen täglich soviel Leute und wollen ihr Geld haben — und jeder trinkt bei dieser Gelegenheit ein paar Glas Bier!"

*

Diensteifer

„Also der alte Lokomotivführer wurde doch endlich mal pensioniert?"

Schaffner: „Ja, der wurde in letzter Zeit zu aufmerksam, der ist zweimal mit dem Zug bis in den Wartesaal gefahren."

Würden Sie das essen?

In Honig gekochte Heuschrecken gelten in vielen Gegenden Nordafrikas als ausgezeichnete Leckerbissen.

Walfischfleisch galt im 15. und 16. Jahrhundert als seltene Delikatesse.

Der Höcker des Kamels gilt den Arabern als besondere Leckerbissen.

Gekochte Hammelaugen gehören zu den Lieblingsgerichten der Isländer.

In Japan ist ein Chrysanthemen-Salat sehr beliebt, in China eine Lilienblüten-Suppe.

Auf der Speisenkarte einer berühmten Londoner Speisewirtschaft findet man als Neuheit jetzt „Fliegende Fische". Auch Pinguin-Eier gelten neuerdings als Delikatesse.

Noch um 1910 herum verbrauchte Berlin jährlich 30 000 Lerchen, Wien 36 000 und Paris gar über eine Million.

Hufschmied will gelernt sein!

Ein Besuch in der Karlsruher Hufschmiedschule

Es gibt viele Schulen im Land, die Wissenschaften lehren, und viele, die Kunst und Technik dienstbar gemacht sind, aber nur wenige, die das Können und Wissen eines alten Handwerks ihren nicht mehr ganz jungen Schülern vermitteln.

Seit rund 50 Jahren besteht in Karlsruhe, in der Zähringerstraße 27, eine staatlich anerkannte Hufbeschlagschule, die eine an Erfolgen reiche Vorgeschichte hat. Seit zehn Jahren steht sie unter der Leitung des Lehrschmieds Karl Meid, der in dieser Zeit über dreihundert Schüler ausgebildet hat, und im Handwerkskammerbezirk Karlsruhe der einzige ist, dem das Recht zusteht, Hufschmiede bis zur Abnahme ihrer Prüfung auszubilden. Denn das Handwerk des Hufschmieds ist das einzige, dessen Ausübung vom Bestehen einer Staatsprüfung abhängig ist. Ein viermonatiger Lehrkursus in einer Hufbeschlagschule muß ihr vorausgehen. Es ist nicht einmal leicht, Lehrling in der Hufbeschlagschule zu werden, denn die Zulassungsbedingungen erfordern neben einer mit Gesellenprüfung abgeschlossenen Ausbildung im Schmiedeberuf eine dreijährige Tätigkeit als Gehilfe eines Schmiedemeisters. Diese gewissenhafte Ausbildung, die der Hufschmied aufweisen muß, ist aus vielerlei Gründen berechtigt. Es ist leichter, bei einem Auto ein Getriebe auszubauen und dessen Pneu zu reparieren, als die Fußbekleidung eines lebenden Wesens, dessen Scheuheit und Ueberechenbarkeit dem Schmied oftmals zu schaffen machen, nach altem Handwerksbrauch in Ordnung zu bringen. Schuhmacher des Pferdes zu sein, setzt eine genaue und vielseitige Kenntnis des anatomischen Baues des Pferdes voraus; überraschend schnell kann der Unkundige dem Tier eine Verletzung zufügen, deren Folgen das Leben des Pferden, des unentbehrlichen Helfers und Freundes des Bauern, erheblich gefährden können. Auch dem, der bislang von der Arbeit des Hufschmieds nur unvollkommenes Wissen besaß, wird bei genauer Betrachtung offenbar, daß ein fertiges Hufeisen nicht irgendein halbrund geformtes Stück Eisen ist, sondern ein kleines Kunstwerk darstellt, das gesetzmäßig sich wiederholende Formen besitzt und Erhebungen, Kanten und Ansätze aufweist, die alle notwendig sind, und einem gemeinsamen Zweck dienen: Dem Huf des Pferdes Halt zu geben, dessen Verletzung zu verhindern, und das Tier in seiner Arbeit zu unterstützen, ohne es das Vorhandensein des eisernen Schuhs als drückend fühlen zu lassen.

*

Wie es einer Werkstätte des ältesten Handwerks zukommt, befindet sich die Lehrschmiede innerhalb eines weitläufig gebauten Hauses und umfaßt in der Hauptsache drei Räume: die Schmiede, den Unterrichtsraum und den Beschlagsraum, der eine nach der Hofseite hin offene Halle darstellt. Hier sind Ringe in der Wand eingelassen, den Deliquenten anzubinden; für Beißer und Schläger wird eine Art Maulkorb bereitgehalten, und neben anderen Beschlagwerkzeugen befinden sich eine Anzahl dreibeinige Schemel hier, auf die das Pferd beim Beschneiden des Hufes seinen Fuß aufsetzen kann.

So manches Pferd wird im Laufe des Tages in den Beschlagraum geführt, um hier neue oder verbesserte Behufung zu erhalten, denn jeder Pferdebesitzer hat es als zweckmäßig erkannt, jeden Monat einmal den Beschlag untersuchen zu lassen. Hier sieht der Meister streng darauf, daß etwaiger Nervosität des Pferdes niemals mit Rohheit begegnet wird. Unter beruhigendem Zureden wird die Arbeit ausgeführt, die Nägel dringen ins Horn, Dampf umwogt das Pferd, das dann mit frisch gesalbten Hufen auf neuem festem Beschlag zum Tor hinaustrabt.

*

In der Schmiede brennen drei Feuer. Hell klingen die Hämmer auf dem Amboß. Die Lehrlinge arbeiten zu zweit vor der Esse, Schmied und Zuschläger, der beidhändig den wuchtigen Hammer schwingt. Ihnen allen steht nunmehr die Prüfung bevor, die über die Zulassung zum Beruf entscheidet. Aber sie sind alle guten Mutes, die „Schüler", die das Volljährigkeitsjahr bereits merklich überschritten haben. Zumeist sind es Bauern, Meistersöhne aus Schwarzwald, Odenwald, aus Kraichgau und Bruhrain, aus dem Hanauerland und der Karlsruher Gegend. Einer ist Württemberger, einer Bayer und einer stammt aus der Pfalz.

Die Schule beherbergt zur Zeit 21 Mann, die zum großen Teil bei im Hause des Meisters selbst Wohnung gefunden haben. Um jedem die Möglichkeit zu geben, sich unbehindert von räumlichen Verhältnissen in seinem Fache auszubilden, ist die Anordnung getroffen worden, daß die eine Hälfte der Schüler den Vormittag mit praktischen Uebungen ausfüllt, während sich die anderen inzwischen mit der Theorie des Hufbeschlags beschäftigen. An diesem Morgen ist eine Klasse beim Schmieden. Hufeisen herzustellen muß jeder rechte Schmied im Schlafe imstande sein und darf auch nie von „Fabrikeisen" abhängig sein. Ausgangsprodukt des eisernen Pferdeschuhs ist rechteckig geformtes Stabeisen, das zunächst in Stücke bestimmter Länge

abgehauen wird. Aus diesem geraden Eisenstück nun das kleine Kunstwerk zu biegen, erfordert ein Können, das der Hufschmied erst nach langer Uebung zustandebringen kann. Die Grundform des Eisens mitsamt den viereckigen Nagellöchern muß in zwei „Hitzen" fertiggestellt werden. Schmied und Vorschläger müssen aufeinander eingespielt sein, um in unglaublich kurzer Zeit, bevor sich das Glühen verliert und das Eisen wieder hart und spröde wird, aus einer kurzen geraden Stange das kurvenreiche Dreiviertelsoval des Hufeisens herauszuformen. Erst nach einer weiteren Erhitzung wird Steg, Griff und Stollen aus der Grundform herausgearbeitet.

Jedes freie Plätzchen der Schmiede ist mit Hufeisen bedeckt, neuen und alten, zerbrochenen und vollendeten. Unter diesen findet man zuweilen eins, das, breit und plattenförmig auf der einen Seite, und dünn ausgeschmiedet auf der andern, man für ein mißlungenes Lehrlingsstück halten möchte. Ganz im Gegenteil ist dies aber ein Eisen für abnormen Huf, dem nur noch orthopädische Beschuhung erträglich ist.

*

Inzwischen unterrichtet sich die andere Hälfte der ausgewachsenen Schüler im nebenliegenden Unterrichtsraum. Ein merkwürdiges Schulzimmer ist das; an der einen Wand ein großes richtiges Pferdeskelett, dessen alte Knochen wie braun poliertes Holz glänzen. Auf Tischen Huf- und Hornteile, spiritusgefüllte Gläser mit nicht sogleich erkennbarem Inhalt. An den Wänden hängen farbige Lehrtafeln, Zeichnungen und Skizzen, und daneben Glaskästen mit Hufeisen aller Beschlagssysteme, aller Länder. An dieser merkwürdigen Einrichtung wird dem Besucher erkenntlich, daß der Hufbeschlag eine Wissenschaft darstellt, deren Kenntnisse nur durch eindringliche Zusammenarbeit von Theorie und Praxis erworben werden können.

Nicht jedes Pferd kommt mit gesunden, geraden und normalen Füßen zur Welt. Fehler, die oftmals von einer unrichtigen oder rohen Behandlung herrühren, würden den Wert und die Arbeitsleistung des Tieres erheblich herabsetzen, wenn nicht der Hufschmied der gegebene Mann wäre, mit Hilfe seiner Kunst den Schaden auszugleichen. Ein spitzer Huf bedingt ein anderes Eisen als ein stumpfer; der schiefe Huf, der zustande kommt, wenn die Füße nicht normal gestellt sind und sich daher die innere oder äußere Seite stärker abnützt, ähnlich einem schiefgetretenen Stiefel, kann auch nur durch ein besonders geformtes Eisen korrigiert werden. Von großer Wichtigkeit ist auch das Beschneiden des Hufes, das aller Beschlagsarbeit vorangeht, denn der Huf muß zuerst gereinigt und die Stärke und Lage der Hornwand untersucht werden, bevor darangegangen werden kann, das Eisen aufzupassen. So kommt es, daß der Schmied feinste Maßarbeit zu leisten hat. Er muß auswählen unter mehr als dreißig Formen, muß Sommereisen und Wintereisen unterscheiden und vor allem bei der Wahl des Eisens den jeweiligen Gebrauch des Tieres als Reitpferd, Stadtpferd, leichtes oder schweres Zugtier, berücksichtigen.

Lehrreich sind die Stunden im Unterrichtsraum, und oftmals erfüllt von hochnotpeinlichem Verhör vielfältig gestalteter Berufsfragen, mit denen Vet.-Arzt Dr. Gersbach die Schülerbelegschaft auf Herz und Nieren prüft. Hufschmied will wirklich gelernt sein.

*

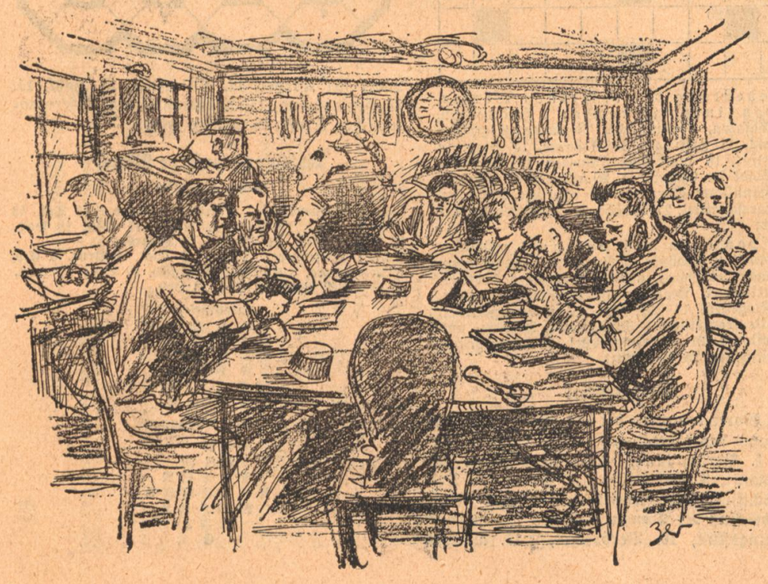
Um den Hof läuft in Höhe des ersten Stockwerks eine Galerie die eine Reihe Schiebetüren zur Wohnung Meister Meids und zu den Zimmern der internierten Schüler besitzt. Einfach ausgestattet, sind die Räume durch peinliche Sauberkeit ausgezeichnet. Jeglicher Gegenstand, mag er nun als Bild von der Wand hängen, oder als Aschenbecher dienen, steht im Zeichen des Handwerks und des Pferdes, wie auch ein rechter Schmied keinen anderen Briefbeschwerer benutzt, als den in Form eines hochglanzvernickelten Amboßes, auf dem ein goldenes Hufeisen des letzten Schlages harrt.

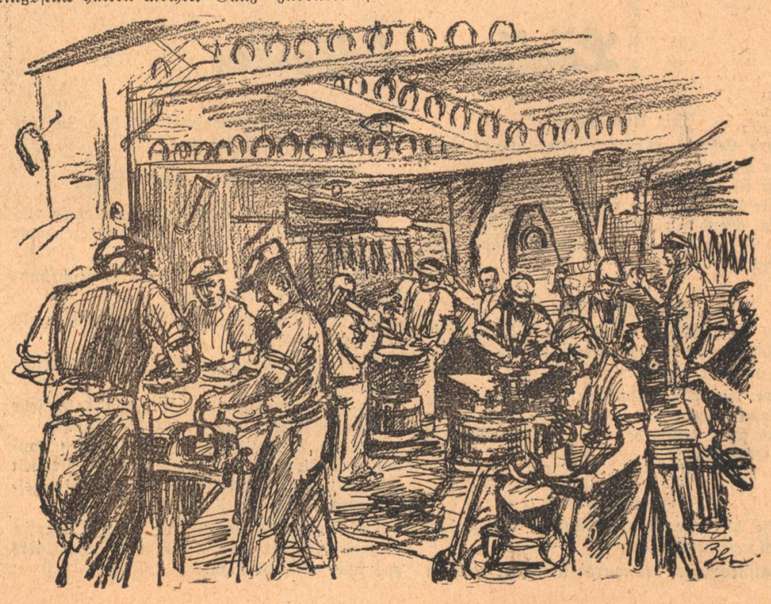
Wie der Meister bei der Arbeit mit seinen Zöglingen zusammen ist, so ist er es auch während der Ruhezeit und am Abend, wenn Skat „geklopft" oder erzählt wird. Das Einvernehmen zwischen beiden ist das beste, und wie in alten Handwerkstagen klingt hier noch das fast vergessene Wort „Meister" ...

*

Eifrig lernt noch die Schülerbelegschaft über ihren Büchern und prüft in letzten Schmiedeübungen Geschick und Können. Bald werden sie innerhalb der bäuerlichen Lebensgemeinschaft auf ihrem Dorfe ihren wichtigen und unentbehrlichen Beruf ausüben, der, solange noch nicht der alleserobernde Motor bis in die Wiesen und Felder vorgedrungen ist, aus dem Alltagsleben der bäuerlichen Siedlung nicht wegzudenken ist.

hm.





Deutsche Bauern in Südslawien

Von Maria Kahle

Durch die Geschichte der Deutschen geht der ewige Wanderer. Wenn wir heute unter allen Völkern am meisten über die Erde verstreut sind, hat das „Deutsche Fernweh" seinen Anteil daran. Denn es war nicht nur Armut, Raumnot, Kriegesdruck, Landhunger der Grund, daß große Teile unseres Volkes sich von der Heimaterde lösten; mit hinein schwang Wanderlust, Sehnsucht aus der Enge in die Weite, — jener Drang ins Grenzenlose, der uns in allen Schöpfungen der deutschen Seele begegnet: vom germanischen Bandgeschlinge bis zum gotischen Dom, bis zu den wogenden Klängen beethovenscher Musik.

Nie ist mir das so bewußt geworden wie auf einer Fahrt zum Südosten Europas, als ich dem alten Schicksalsstrom der Deutschen, dem dem Silberband der Donau folgte.

Donauabwärts bis zum Schwarzen Meer ziehen sich die Siedlungen von deutschen Bauern, liegen alte Städte, von Deutschen einst gegründet und erbaut; im ganzen Südosten Europas klingt die deutsche Sprache, ist sie die Hauptverkehrssprache unter den Völkern, Mittlerin unter verschiedensten Nationen. Das alte Ungarn beherbergte vor seiner Verstümmelung durch die Friedensdiktate zwei Millionen Deutsche; in Rumänien leben heute 800 000 Deutsche. Das Schicksal der deutschen Volksgruppen im Südosten und ihr zukünftiger kultureller und wirtschaftlicher Einfluß hängt auf Gedeih und Verderb mit dem Bauerntum zusammen, das stellenweise 80 Prozent, zuweilen 90 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht.

*

Zu deutschen Bauern führte mich mein Weg, als ich donau-abwärts zog, — zu den Donauschwaben, die im heutigen Königreich Südslawien im Mündungsgebiet von Theiß und Sau in die Donau, leben, im früheren Südungarn. 450 000 Deutsche wohnen hier im südslawischen Teil des Banats, der Baranya und der Batschka, und ihnen benachbart sind noch 160 000 deutsche Bauern im kroatischen Slawonien, in Tochtergemeinden der „Schwaben" von Banat und Batschka. Deutsches Volkstum, großenteils katholisch, das nun schon mehr oder weniger seit 200 Jahren auf diesen Gebieten siedelt, seit nach den Türkenkriegen der große Schwabenzug ins Ungarland begann.

*

In den Jahren 1723—1740 gingen die meisten Schwabenzüge nach Südungarn. Damals sind über 20 000 Deutsche zum Südosten gewandert.

Eine Oednis waren die Lande zwischen Theiß und Marosch und Donau nach den 200 Jahre währenden Türkenkriegen, als Prinz Eugen dieses Gebiet im Jahre 1716 für Oesterreich zurückerobert hatte. Menschenleer gewordene Wüste, eine sumpfige, trostlose Ebene, wo in Morast und Rohrgestrüpp Fieber und Tod lauerten. Zuerst siedelte Prinz Eugen dort seine ausgedienten Soldaten an, aber es waren ihrer zu wenige, um die großen Aufbaupläne Wiens durchzuführen. Nun zogen Sendboten ins Reich, um Menschen in die Wildnis zu holen, um deutsche Bauernkraft für das schwere Werk zu gewinnen.

Im Reich fanden die Werber willige Ohren, denn dort ging bittere Not im Lande um. Dort sah der deutsche Bauer am Rhein und in der Pfalz, in Schwaben und im Elsaß seine Dörfer und Aecker immer wieder verwüstet von hereinbrechenden Franzosenhorden, Leibeigenschaft lastete auf ihm, die Fron unter der Willkür oft harter Herren.

Und nun kamen die Werber des Kaisers und versprachen freien Grund und Boden, Steuerfreiheit auf Jahre hinaus, versprachen ihnen ein Kolonistenhaus, das man ihnen bauen würde. Da erwachte in ihnen der alte Bauerntraum, die Sehnsucht, als eigener Herr auf freiem Acker zu stehen. Und sie verkauften ihren Besitz und zogen aus mit Hausrat und Ackerwerkzeugen, sie nahmen Handwerker, Pfarrer und Lehrer mit, und von Ulm aus fuhren sie auf großen flachen Schiffen, den sogenannten Ulmer Schachteln, die Donau hinab. Der große Schwabenzug begann, der später unter Maria Theresia noch einmal 35 000 Deutsche nach Ungarn brachte.

Sie zogen donau-abwärts; acht Wochen währte die Fahrt über Regensburg—Linz—Wien und Ofen bis nach Apatin, wo für die Batschka der Landungsplatz war.

In dem Dorfe Apatin, das mit seinen 13 000 deutschen Einwohnern eines der größten deutschen Dörfer der Welt sein dürfte, erzählte man mir von der Stelle am Donau-Ufer, wo die deutschen Einwanderer an Land gingen und nun in die verschiedenen Gebiete verteilt wurden. Diese Stelle heißt „Abschied" bis auf den heutigen Tag.

Da lag nun die neue Heimat für den deutschen Bauern. Anders war sie als das Bild ihrer Träume, ihres Fernwehs. Sie schickte den Ankommenden aus Sümpfen und Morästen giftigen Pesthauch entgegen. Tausende sanken dahin und erlagen dem Fieber, als sie eben die Hand an den Pflug gelegt hatten. Doch Bauerngeduld ist ja so zäh; sie ließen nicht von dem feindseligen Boden. Sie schrieben heim ins Reich, neuer Menschenzuzug folgte, und wo der Vater sank, da stand schon der Sohn an seinem Platz, hob die Hacke, führte den eisernen Pflug, den die Ungarn anstaunten.

Aber als dann die ersten Siedlungen zu blühen begannen, brachen noch einmal Türkenscharen ins Land, verwüsteten alles. Die Schwaben (so nannte der Ungar die Deutschen allesamt) mußten wieder von vorn anfangen. Noch lebt in der Erinnerung ein Spruch, der damals auf einem Schilde gestanden haben soll:

Hier ist das Banat,
Den es reut, ist zu spat.
Der nicht arbeiten kann wie ein Gaul,
Fressen wie eine Sau,
Bellen wie ein Hund,
Der wird im Banat nit gesund.

Sie ertrugen Seuchen, Hunger, übergroße Entbehrungen aller Art, zähe Männer und tapfere Frauen; sie gruben Kanäle, sie schichteten Dämme auf, — und endlich war aus dem Sumpfland, dem Fieberland, aus dem berüchtigten „Grab der Deutschen" ein blühendes Paradies geworden, das Weizen, goldenen Mais, Frucht und Wein in lachender Fülle bot.

Und dabei hielten die „Schwaben" Treue dem deutschen Gebet, dem deutschen Lied, der Muttersprache, den Sitten der Ahnen. In der katholischen Kirche zu Apatin wird ein Marienbild verehrt, dessen Geschichte von dem frommen Sinn der Einwanderer kündet. Es ist die heute versilberte Statue einer schlanken, schwarzen Madonna. Ja, die Madonna ist tiefschwarz.

Die Geschichte erzählt, daß bei der Gründung Apatins eine deutsche Witwe dies Bild aus Württemberg mitgebracht hat. Bei einem Brand in der Heimatgemeinde der Frau soll die Kirche ganz abgebrannt und nur dies Bild Mariens mit dem Jesuskinde, vom Brand schwarzgefärbt, auf der Trümmerstätte geblieben sein. Die Auswanderin nahm das heilige Bild mit sich nach „Ungarn". Man wollte es ihr wegnehmen, sie sollte das Bild nicht über die Grenze bringen, aber sie hat dafür gekämpft, sie hat es unterwegs gegen Räuberhorden verteidigt, und 1745 konnte sie die Statue der neuerbauten Kirche in Apatin übergeben. Die Jahre gingen hin, die Kirche fiel dem Hochwasser zum Opfer, nur das Marienbildnis aus der alten deutschen Heimat blieb heil und unversehrt und wurde wieder gerettet. Der Volksglaube verehrt nun die schwarze Madonnastatue als besonderes Gnadenbild.

Eine andere, allerdings viel berühmtere Gnadenstätte der Schwaben im heutigen Südslawien ist die Wallfahrtskirche Maria Schnee bei Neusatz, die auf dem Feld der großen Karlowitzer Schlacht liegt, in der die Türken geschlagen wurden.

Die Sage erzählt vom Gnadenbilde: Mitten in der Schlacht zwischen Gläubigen und Türken, im heißen Sommer, als die Rosen blühten, hat Maria Schnee vom Himmel fallen lassen und dadurch die Türken so verwirrt, daß sie die Flucht ergriffen

Viel Blut, viel Kampf, bitteres Geschehen steht in der Geschichte dieses Bodens, dieses Volkes geschrieben. Nicht weit von Maria Schnee liegt hoch über der Donau das graue Gemäuer der Festung Peterwardein, um das Landsknechtssagen und Heldenstücklein aus der Türkenzeit geistern, und gegenüber, auf dem anderen Ufer der Donau, breitet sich mit modernen Hochhäusern wachsend die Stadt Neusatz aus, heute der Mittelpunkt des Deutschtums in Südslawien.

Das Märchen vom Walfisch / Von Rudolf G. Binding

Es war einmal ein kleiner Junge, der stand in einer großen Stadt vorm Hafen an den langen Kais, von denen die Schiffe ins weite Meer hinausliefen. Täglich stand er dort. Er hatte kein größeres Verlangen und keine größere Sehnsucht als auf einem Schiff zu fahren. Er wollte ein Schiff beherrschen und kennen lernen.

Da hörte er eines Tages einen Kapitän, der eben mit einem Steuermann an Bord seines Schiffes ging, sagen: „Man kann das Biest von Schiff keinem anvertrauen! Es ist verdammt. Wir werden es kaum allein schaffen." „Mir können Sie das Schiff anvertrauen, Kapitän," sagte der Junge und trat ihm in den Weg.

„Nee", da wird nichts draus! Du willst bloß mitfahren. Nee —".

Da stand der Junge wieder, aber er ging nicht weg. Als der Kapitän von oben sah, daß der Junge so beharrlich war, gefiel ihm das. „Hast Eltern?" fragte er herunter. „Nee", sagte der Junge. „Hast de Geschwister?" „Nee", — sagte der Junge. „Hast de sonst wen?". — „Nee —; ich habe niemanden", sagte er. Der Kapitän ging ein paar Mal die ganze Länge des Decks auf und ab. Der Junge verfolgte ihn mit den Augen. Als der Kapitän wieder an ihm vorbeikam, fragte er: „Wie heißt du denn, du kleiner Gibnichtauf?"

„Sie sagen's ja!" sagte der Junge; „nennen Sie mich nur Gibnichtauf, dann nennen Sie mich beim rechten Namen."

„Na, dann komm an Bord", sagte der Kapitän.

*

„Höre," sagte der Kapitän, als der Junge nach vielen Tagen und Nächten Fahrt ihn so weit hatte, daß er ihn manchmal nachts heimlich mit auf die Kommandobrücke nahm und ihn das Steuer unter seinen großen Händen fühlen ließ, „du darfst das Schiff niemals sich selbst überlassen — nicht einen Augenblick! Tag und Nacht. Halt fest! — Warum sagt er das? dachte der Junge. Was will er damit? Das ist doch selbstverständlich.

Der Kapitän führte das Steuer mit eisernen Fäusten. Selbst bei ruhigster See, bei sanftestem Lauf hielt er es in dem elastischen Schraubstock seiner Arme in einer unerbittlichen Gewalt. Ab und zu ging ein Stöhnen durch den gewaltigen Leib des Dampfers — ein schmerzhaftes Stöhnen. Das Schiff stöhnte unter seinem Griff.

Wenn der Kapitän dem Jungen auf kurze Zeit das Steuer überließ, hielt er es fest, wie er es von ihm sah. Das Schiff lief glatt die ihm angewiesene Bahn. Dann dachte Gibnichtauf erst recht darüber nach, was der Kapitän wohl mit diesen überflüssigen, eindringlichen Mahnungen bezwecke.

Er lockerte seine Arme etwas in den Gelenken und führte seine Hände weicher um die Rundung des Rades. Das Schiff schien wie beglückt. Es stöhnte nicht. Es verfolgte wie vorher seine Bahn — willig und ohne Schwanken.

Und in der Freude seiner Herrschaft hob er — einen kurzen seligen Augenblick die Hände von dem Radgefüge, das das Schiff regierte, als —

Dem Jungen verschlug es Herzschlag und Atem zugleich. Denn in dem nämlichen Augenblick, noch ehe er sich fassen konnte, verschwamm das Rad vor seinen Augen. Eine eigentümliche erstarrende Knochenmasse legte sich vor ihn und trennte ihn von den kaum noch sichtbaren Speichen. Die gewaltigen Ankerketten des Schiffes rollten prasselnd aus den seitlichen Augen des Bugs in die See. Der ganze Leib, senkrecht aufstehend gegen den Himmel, atmete einen Sturmwind von Luft in den zahllosen Kabinen und Hohlräumen des Rumpfes. Das Hinterteil tat einen einzigen gewaltigen Schwanzschlag. Das Brausen des Meeres war um den Knaben. Die Deckbauten und Schornsteine streiften sich ab und blitzschnell zur Seite fahrend stieß in halbkreisförmiger Drehung ein lebendiger ungeheurer Wal wie ein befreiter Meerriese in die Tiefe der Gewässer.

*

Als Gibnichtauf wieder zu sich gekommen war, mußte er gewahren, daß er sich in dem rosaroten Gehörgang des Walfischs befand, in den sich das Sprachrohr des Schiffes, vor dem er eben noch gesessen, umgeformt zu haben schien. Von der Seite her kam ein sehr mattes Licht durch das Trommelfell des Fisches, das ihn und den Gehörgang vor dem Eindringen des Wassers schützte.

„Bist du nun eigentlich ein Walfisch oder ein Dampfschiff?" fragte der Junge.

„Warte, ich werde dir den Walfisch gleich beweisen." Dabei stieg der Walfisch senkrecht empor, um Luft einzunehmen, so daß Gibnichtauf fast von neuem ohnmächtig wurde. Gewaltig prustete der Fisch Luft und Wasser in zwei Stoßstrahlen aus den Nasenlöchern, durch die vor seiner Verwandlung vielleicht die Ankerketten gelaufen waren. Dann sog er Tonnen von Luft in einem einzigen Zug in seine Lungen und tauchte wieder.

„Und wo ist der Kapitän, wo sind die Leute des Schiffes und die vielen Passagiere?" fragte der Junge ängstlich.

„Du wirst wohl der einzig Lebende in meinem Inneren sein. Eigentlich muß ich dir ja dankbar sein. Denn du hast mich frei gemacht. Der Alte, bei dem wäre es mir nicht geglückt. Der hielt mich immer so fest. Ich wollte einmal ein großes Schiff werden und den Menschen dienen. Es war schön zu denken, mit vielen erleuchteten Reihen von Lichtern nachts in See zu stechen. Es war schön zu meinen, nicht mehr ein dummer Fisch zu sein, sondern ein zielbewußtes Schiff und einen Kapitän zum Freund zu haben. Kurz, ich wünschte mir, ein Dampfer zu werden, und ich wurde es.

„Wie das?" fragte der Junge; „wie macht ihr das, ihr Tiere?" „Was du liebst, in das wirst du verwandelt werden, sagte der Fisch etwas rätselhaft. „Könntest du dich denn wieder in ein Schiff zurückverwandeln?"

„Augenblicks", sagte der Fisch. „Aber ich werde mich hüten!" Und dabei machte er eine gewaltige Abwehrbewegung mit seinem Schwanz.

Der Junge taumelte und fiel an das hartgespannte Trommelfell, daß es knallte. Tu's doch", bat er nach einer Weile: tu's doch, ich muß doch einmal wieder heraus."

„Nein", sagte der Fisch, „nie wieder. Es war zu hart. Keinen einzigen freien Schwanzschlag erlaubte der Kapitän mir, der mich in die Finger kriegte. Keine Flosse durfte ich rühren. Nie hatte man seine eigene Richtung. Lieber Fisch als Schiff!"

„Und dafür soll ich jetzt frieren!" sagte Gibnichtauf, da der Walfisch gerade in das nördliche Eismeer einfuhr. Es wurde bitter kalt.

„Kann ich nicht ändern", sagte der Fisch grausam. „Die Menschen haben auch nicht gefragt, ob es mir genehm war, was sie taten."

Aber Gibnichtauf gab es nicht auf. Er überlegte lange. Nach innen konnte er nicht durch, sagte er sich und beklopfte mit dem Stiel seines Taschenmessers die Schädelknochen des gewaltigen Tieres, auf die der Gehörgang mündete. Wenn ich das Trommelfell nach außen durchstoße, erstickt mich das Wasser. In ein Schiff, das ich steuern könnte, wird sich der Walfisch freiwillig nicht mehr verwandeln. Er traut mir nicht. Er traut keinem Menschen.

Das waren so seine Gedanken.

„Könntest du dich nicht wenigstens in ein Wrack verwandeln und mich mit dir ans Land spülen? Ein Wrack können die Menschen nicht lenken. Was sollen sie damit? Wenn die Flut kommt, wird es wieder flott, und du schwimmst als Walfisch davon."

Der Walfisch horchte auf.

„Ein Wrack?" sagte er; „darüber läßt sich reden." Er dachte nach .

„Weißt du, kleiner Knirps", sagte er nach einer Weile, „du bist ja nicht gerade unbequem, aber schließlich muß ich dich doch einmal auf gute Art loswerden. Und wenn du eines Tages in meinem Ohr verhungerst, ich weiß nicht, ob etwas Gutes dabei entsteht."

„Ich glaube nicht", sagte der Knabe. „Der Plan mit dem Wrack ist besser. Da riskiert keiner etwas. Schwimme mal einige Breitengrade südlich für alle Fälle."

Der Walfisch schwamm südlich — einen ganzen Tag und eine ganze Nacht hindurch. Es war ihm nicht sehr wohl. „Ich verhungere gleich", sagte der Junge in seinem Ohr.

Noch ein paar Flossenschläge", rief der Fisch; „halt aus" — und dann rührte er sich nicht mehr. Er trieb als Wrack auf den Wellen.

Gibnichtauf aber kroch erschöpft aus dem Rest eines Lüftungsrohres auf das kahle Deck. „Ich danke dir, mein Fisch", sagte er. Aber der Fisch hörte es nicht mehr.

*

Am folgenden Morgen trieb das Wrack, sanft von der Flut empor gehoben, an einen sandigen Strand. Gibnichtauf war gerettet. Fischer kamen heran und nahmen ihn auf.

Aber die Geschichte vom Walfisch endete nicht damit. Denn als die Fischer das angeschwemmte Wrack in Augenschein nahmen, das die einsetzende Ebbe ihren Blicken frei gelegt hatte, staunten sie. Sie fanden, daß der verödete Schiffsleib von einem unnachahmlichen Stoff und von einer unnachahmlichen Arbeit war. Keine Nute hatte sich gelockert, kein Brett war morsch, kein Nagel verrostet, keine Planke verzogen, keine Schraube vom Wasser angefressen, kein Stahlteilchen blind, keine Eisenplatte gesprungen, keine Luke undicht und keine Fuge ließ Wasser ein.

„Das Wrack", sagte ein Mann, „darf man nicht dem Meer übergeben."

Und so sagten alle. „Wir wollen es ans Land ziehen und neu auftakeln", riefen sie.

Da befiel den geretteten Knaben eine fürchterliche Angst. „Laßt", rief er, „dies Wrack ist kein Wrack; dies Wrack ist ein Walfisch! — Laßt den Fisch! Stoßt das Wrack ins Meer! Es ist ein lebendiges Wrack, ein Meerungetüm. Ein Walfisch! Ein Walfisch ist das Wrack!"

Aber es half nichts. Sie zogen das Wrack ans Land, takelten es neu auf und setzten neue Schornsteine und Verdecke auf den unerschütterlichen Leib. Ein neuer Kapitän befehligte das Schiff, und die Geschichte vom Walfisch begann von neuem.

Da gab der Knabe es auf. Er bestieg nie ein Schiff mehr. Wenn er in späteren Jahren — und er mag noch immer am Leben sein — von einem untergegangenen Schiff hörte, sagte er wohl: „Das war vielleicht der Walfisch."

Aber die Menschen wußten nicht, was er damit meinte.

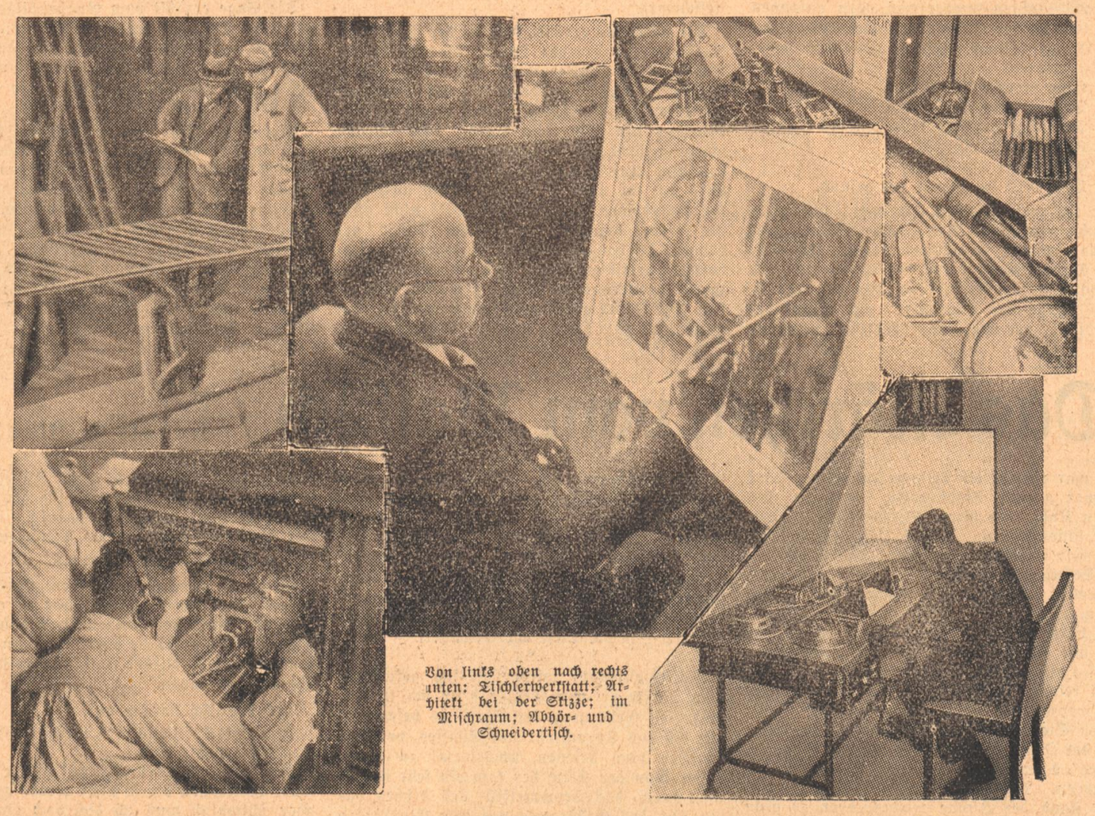
BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Wunderwelt des Tonfilms

Von der Arbeit in einem Filmatelier

Wenn wir ins Kino gehen und sehen fröhlich einen Film herunterlaufen, dann bewundern wir wohl die Hauptdarsteller, vielleicht auch noch den einen oder anderen Chargenspieler, der Name des Regisseurs ist manchen vielleicht auch vertraut, daß wir aber nebenbei erst noch eine lange Liste mit Ton- und Bildmeister, Bauten, Kamera und allem möglichen vorgesetzt bekommen, interessiert uns meist wenig. Und dennoch ist gerade die stille Arbeit hinter den Kulissen des Filmateliers oft nicht zuletzt am Erfolg des Films beteiligt. Wer noch nicht Gelegenheit hatte ein Filmatelier zu besuchen, wird sich kaum eine Vorstellung machen können von der Unzahl von Bauten und anderen Vorarbeiten, die zunächst einmal nötig sind, bis man erst anfangen kann den Film zu drehen. Aber auch wenn er schon gedreht ist, harrt noch eine schwere Aufgabe der stillen Techniker des Films. Aus ihrer Arbeit berichten heute in einigen Ausschnitten unsere Bilder, einen der interessantesten von ihnen, der „Cutter" noch weiter noch ein bißchen genauer bei seiner Arbeit belauscht werden.

Die Filmindustrie ist bekanntlich eines unschönen Tages durch den Tonfilm überrumpelt worden. Er tauchte auf und wollte sogleich Alleinherrscher sein, und so mußten sich auch die deutschen Filmhersteller auf ihn umstellen, und zahlreiche, sehr komplizierte Maschinen mußten angeschafft werden. Zugleich wurde der „Cutter" geboren, der in Bildern und Tönen, mit der Schere in der Hand, „dichtet". Sein Wirken, in das sich allmählich auch einige mit technischen Dingen vertraute Regisseure, wie z. B. Anton Kutter und Geza von Bolvary, eingelebt haben, verlangt vielseitiges Wissen und Können, dramaturgische Begabung und oft auch Kenntnis fremder Sprachen. Bekanntlich werden Ton und Bild auf verschiedenen Filmbändern aufgenommen, und diese zwei Streifen vereinen sich nun auf dem Abhörtisch zum erstenmal zum tönenden Lichtbild. Der „Cutter" kann hier Bild und Ton getrennt oder gleichzeitig prüfen; entweder er sieht das Laufbild auf einer Mattscheibe in der Mitte des Abhörtisches und hört den Ton mit Kopfhörern ab, oder aber er läßt den Film von einem Spiegelprojektor auf die Wand des verdunkelten Raumes werfen und den Ton aus einem darüber angebrachten Lautsprecher erschallen. Ein Schalthebel gestattet, die Geschwindigkeit des Ablaufs jedes Filmstreifens zu ändern und so eine Verschiebung des Tonbandes gegenüber dem Filmband zu erzielen. Auf der linken Seite der Tischplatte sind zwei „Synchronstifte" angebracht, die beim Filmschneiden die zwei Bänder in Richtung auf das Mattscheibengehäuse umlenken, wodurch identische Punkte des Bild- und Tonbandes sogleich in Deckung gebracht werden. Das Wunder aber beginnt, wenn der „Cutter" die Filme rückwärts laufen läßt, dann hört er, was sonst niemand zu hören bekommt, wie der Sänger rückwärts singt und der Redner rückwärts spricht. Aber schön klingt das nicht!



Von links oben nach rechts unten: Tischlerwerkstatt; Architekt bei der Skizze; im Mischraum; Abhör- und Schneidertisch.

Bleiben wir noch ein wenig bei den Wundern des singenden und sprechenden Tisches. In Geiselgasteig befindet sich ein „Tonarchiv", in dem man Negative von Tonaufnahmen sorgfältig aufbewahrt. Und eines Tages braucht der „Cutter" einen Gewehrschuß oder ein Vogelgezwitscher, das Geräusch von Flugzeugmotoren oder läutende Glocken, brüllende Löwen, schreiende Kinder, krähende Hähne. Er kann sie dort, wo sie gebraucht werden, einschneiden und kein Filmbesucher wird merken, daß die Finken, die im Thüringer Wald singen, in Wirklichkeit in den Bäumen von Geiselgasteig ihr Morgenlied ertönen ließen.

Besonderes Feingefühl gehört dazu, wenn der „Cutter" allein oder mit dem Regisseur des betreffenden Spielfilms, „montiert". Er muß, wenn Otto Wernicke spricht, dabei keineswegs Herrn Wernicke im Bild zeigen. Es kann viel ausdrucksvoller sein, wenn man, im „Flüchtling aus Chikago" auf dem Gesicht von Gustav Fröhlich oder Luise Ullrich die Wirkung von Herrn Wernickes Worten sich mimisch ausprägen sieht. An der Stelle, wo die Aenderungen angebracht werden, schneidet die Kleberin den Streifen auf, sorgt dafür, daß der Film „synchron" bleibt, und dann wird die Stelle wieder zugeklebt.

Bei Tonfilmen aus dem Ausland oder für das Ausland können dem „Cutter" neue Aufgaben erwachsen. Da wird eine Kopie für England geliefert. Eine englische Version ist nicht gedreht worden, eine „Nachsprechung" (synchronisierte Fassung) ist nicht bestellt. So wird denn die deutsche Originalauffassung mit „Fußtexten" versehen, die im allgemeinen eine sehr gekürzte „Titelliste" des Films darstellen. Aber die wenigen Texte, die einkopiert werden, müssen „sitzen" und gut ausgewählt sein, um als Brücke zum Verständnis zu dienen.

Bei der „Nachsynchronisierung", die neuerdings vor dem stumm ablaufenden Film gemacht wird, ist es besonders schwer, die Lippenbewegungen der Darsteller in der ausländischen Bildaufnahme mit den Worten der anderen Sprache in Einklang zu bringen. Auch hier wird, meist von einem eigenen Regisseur, heute schon Erstaunliches geleistet, wenn auch die verlorene Internationalität des Stummfilms nie ganz ersetzt werden wird.

Man hat in feuilletonistischen Darstellungen der Arbeit am Abhörtisch fröhlich behauptet, ein „gewandter" Cutter könne die Schwärzungen, als die der Tonstreifen die Worte wiedergibt, „lesen". Das ist nun freilich übertrieben. Wohl erkennt man gewisse markante Zeichen und Buchstaben, erkennt die Spur, die bei der Aufnahme das Zusammenschlagen der „Klappe" zurückließ, oder einen Schuß. Im übrigen aber ist der Tonstreifen kein Lesebuch, denn er ist noch schwerer zu buchstabieren als Chinesisch, und noch kein „Cutter" hat mir fließend vorgelesen, was auf dem Tonstreifen steht.

Dr. W. K.

„Aller Anfang ist schwer"

Es soll hier die Geschichte einer ganz kleinen Szene erzählt werden, um zu zeigen, mit wieviel Mühe und Liebe ein großer Film zusammengestellt wird, ehe er das Werk ist, der in knapp zwei Stunden an unserem Auge vorüberrollt.

Einem Komparsen wurde eines Tages die Aufgabe gestellt, im Film in allerletzter Minute als allerletzter Matrose auf ein fahrendes Motorboot zu springen. Das scheint für einen, der den Film nur von der Leinwand her kennt, eine sehr leichte Aufgabe. So dachte auch unser Komparse. — „Ich werde das Kind schon schaukeln", sagte er lächelnd zum Regisseur, „so gut wie ich ist noch kein Matrose auf ein Boot gesprungen." Warum sollte er auch nicht, so leicht scheint selten eine Aufgabe, für die man bezahlt bekommt. Aber wer etwas vom Film versteht, der weiß, daß sie gar nicht so leicht zu lösen ist.

Zuerst einmal muß man so springen, wie es im Film aussehen soll. Natürlich gefällt dem Regisseur dieser Sprung noch lange nicht. Da sieht es nicht gehetzt genug aus. Es ist zu überlegen, daß der Matrose verfolgt wird. Er soll ja im allerletzten Augenblick das Boot erreichen. Also springt der Mann ein zweites Mal. „So, jetzt ist die Sache schon besser", sagt der Spielleiter, „jetzt spielst du schon gehetzter. Aber du kriegst das noch nicht richtig raus. Du mußt den Kopf mehr nach vorn beugen und die Arme mehr vorschwingen, und wenn du's kannst, mußt du im Sprung noch versuchen, nach hinten zu schauen." Unser Mann springt ein drittes Mal.

„Gut, mein Sohn, sehr gut, bloß läufst noch verkehrt an. Du bist nicht vollständig in der Kamera." Der Komparse holt tief Luft und springt den Sprung Nummer vier.

„So, du kannst deine Sache, bloß die Schafsköpfe im Boot, ihr müßt euch mehr bewegen, ihr müßt voller Angst auf den Herankommenden schauen, so als ob ihr denkt: Na, wird er's schaffen? Du hier vorne, du mußt noch rufen: ‚Mensch, mach' Fritz, schnell, schnell!" So woll'n wir noch mal versuchen."

Wie ein armes, gehetztes Tier läuft jetzt unser Mann schon das fünfte Mal den gleichen Weg.

„Gleich noch mal, ihr Bande im Boot, ihr seid ja zu dumm." Unser Filmkomparse verdreht die Augen und läuft wiederum.

„Jetzt klappt alles. Machen wir mal die Abhörprobe. Komm an, aber mehr von vorn. Die Arme nach hinten schwingen, du im Boot — nun ruf schon, Mensch. Mehr Spannung. Mehr gehetztes und furchtsames Aussehen. Du da an der Spitze und du da am Steuer, ihr müßt nach vorne schauen, ihr anderen winkt. Du da, der zweite von links, du stößt das Boot ab. So, wunderbar. Wie war der Ton? Ausgezeichnet? Ist ja wundervoll! — Jetzt eine Beleuchterprobe. Der Ton soll noch mal abhören."

Voller Schweiß, mit ausgepreßten Lungen, wirr das Haar, keuchend, alle Muskeln fühlend, springt unser Komparse zum achtenmal heran, ehe er zum Sprung ausholt. Auch diese Probe verläuft zur Zufriedenheit. Jetzt kann endlich mit dem Drehen begonnen werden.

„Nicht schlappmachen, Kleiner", ermuntert der Spielleiter den Springer, „du machst deine Sache ausgezeichnet."

Da meldet die Abhörkabine, daß der Ton nicht einwandfrei herausgekommen sei. Also auf zum zehnten Sprung. Gerade wie er zum Sprung ansetzt, verliert einer der Beleuchter das Gleichgewicht und klatscht ins Wasser. Die Aufnahme ist verdorben und muß wiederholt werden. Endlich gelingt alles.

Das ist des Filmschauspielers erster Sprung gewesen, an den er sein ganzes Leben zurückdachte.

Beim Erfinder des Tonfilms

Deutsche Patente, amerikanisches Geschäft — Ein Welterfolg, der Schulden einbrachte
Gespräch mit Hans Vogt

Erfinder des Tonfilms? Haben sich die Hunderttausende, die täglich in Deutschland das neueste Kinoprogramm sehen, schon einmal Gedanken darüber gemacht, woher der Tonfilm eigentlich kommt? Der Tonfilm ist keine amerikanische, sondern eine deutsche Erfindung. Er ist nicht erst fünf oder sechs Jahre alt, sondern die Erfinder haben ihren ersten sprechenden Film schon im März 1921 vor geladenen Gästen in ihrem Laboratorium in Berlin in der Köpenicker Straße vorgeführt, und in den darauffolgenden Jahren sind wiederholt tönende Streifen, nach dem Lichttonverfahren hergestellt, von der Tri-Ergon-Gruppe in Berlin gezeigt worden.

Tri-Ergon: das ist die Erfindergemeinschaft Vogt-Masolle-Engl. Das sind die wirklichen Pioniere und Erfinder des Tonfilms. Vogt, der fränkische Bauernsohn, im Krieg Funker; sein Kriegskamerad Masolle, ein Physiker; und der Physiker Dr. Engl. Noch im Krieg haben sie sich zusammengetan. Kurz nach dem Kriege haben sie auf jede bürgerliche Existenz verzichtet, haben sich jahrelang in ihr Laboratorium vergraben, ihre kleinen Ersparnisse aufgebraucht und in zäher, mühevoller, aber erfolgreicher Arbeit an ihrer Lieblingsidee gearbeitet. Im „Laboratorium für Kinematographie" in der Babelsberger Straße 49 in Berlin-Wilmersdorf sind die grundlegenden Versuche für den sprechenden Film in dreijähriger Tag- und Nachtarbeit durchgeführt worden.

Hans Vogt, das Haupt dieser kleinen Dreimännergruppe, lädt den Besucher in sein Privatlaboratorium in Lichterfelde. Um das vorweg zu nehmen: Der Tonfilm, der inzwischen die Welt erobert hat, brachte seinen Erfindern gerade soviel ein, daß sie ungefähr (nicht ganz!) ihre Unkosten wieder hereinbekamen. Sie stehen heute alle drei abseits. Es sind zwar ihre Patente, mit denen die Tobis und Klangfilm arbeiten; es sind die Früchte ihrer Arbeit, die von Fox eingeheimst werden. Sie selbst aber haben nichts davon als das schöne Bewußtsein, daß sie der Menschheit das Wunder des Tonfilms gegeben haben. Aber Vogt ist genug Philosoph, um das alles in Ordnung zu finden.

Man denkt an so manches Erfinderschicksal in der Geschichte und will nicht begreifen, daß hier, in der unmittelbaren Gegenwart, eine Neuauflage von geradezu grandiosen Ausmaßen aufsteht. Aber: Vogt spricht davon nicht. Dieser prächtige Kerl deutet mit keiner Wimper an, daß er mit seinen Arbeitskameraden von damals im Schatten steht, während die Tonfilmindustrie der Welt Milliardenwerte umsetzt. Wie sie nämlich nach dreijähriger Arbeit „so weit" waren, und die ersten Vorführungen hinter sich hatten — ihre Apparate waren technisch vollkommen und unterschieden sich nicht wesentlich von den heutigen Tonfilmgeräten — da interessierte sich die deutsche Filmindustrie in keiner Weise für die neue Erfindung. Vogt gibt dafür eine einleuchtende Erklärung: Das Geschäft mit dem stummen Film war gut; eine Umstellung war unbequem und kostspielig.

„Die Filmkunst" — so sagte ein Fachorgan im Jahre 1922 — „darf den akustischen Film nie beachten, denn des künstlerischen Films Wesenheit und Hauptstärke liegt — in seiner Stummheit . . ."

Für eine Million Schweizer Franken haben die Erfinder während der Inflation ihre Patente an einen Schweizer Advokaten verkaufen müssen. Von dieser Summe haben sie zusammen nur etwa ein Viertel für sich bekommen. Sie konnten damit ziemlich genau ihre Schulden bezahlen. Was nachher kam, spielte sich außerhalb ihrer eigenen Interessensphäre ab. Vorübergehend versuchte es im Jahr 1925 die Ufa mit dem Tonfilm. „Das Mädchen mit den Schwefelhölzern" war ein grausiger Mißerfolg und die Ufa hatte damit für einige Zeit genug vom Tonfilm. Inzwischen kaufte Fox die gesamten amerikanischen Tri-Ergon-Patente von den Schweizer Besitzern für ganze 200 000 Franken! Klangfilm und Tobis begannen in Deutschland — und man konnte nun auch in Deutschland Tonfilme drehen und vorführen, nachdem Amerika — mit deutschen Patenten vorangegangen war.

Man hat versucht, den drei Tri-Ergon-Leuten die Urheberschaft am Tonfilm abzusprechen. Es ist nicht gelungen. Man hat versucht, sie totzuschweigen. Auch das wird nicht möglich sein. Die materiellen Früchte ihrer Arbeit sind allerdings nicht ihnen zugefallen. Aber sie haben sich damit abgefunden. Masolle ist Tobis-Direktor geworden. Engl ging zu Fox. Und der Erfinder, Hans Vogt, geht seit Jahren seinen einsamen Erfinderweg selbst. In seinem Laboratorium spürt er anderen Problemen nach. Er braucht keinen Zuspruch und keine Hilfe. Trotz aller Enttäuschungen leuchten seine Augen auf, wenn von der Werdezeit des Tonfilms die Rede ist.

Albert Brodbeck.